

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



September – Dezember 2009

Robert Bosch **Stiftung**

:: Der Weltensammler:
Ilija Trojanow

:: Ein Besuch
bei Terézia Mora

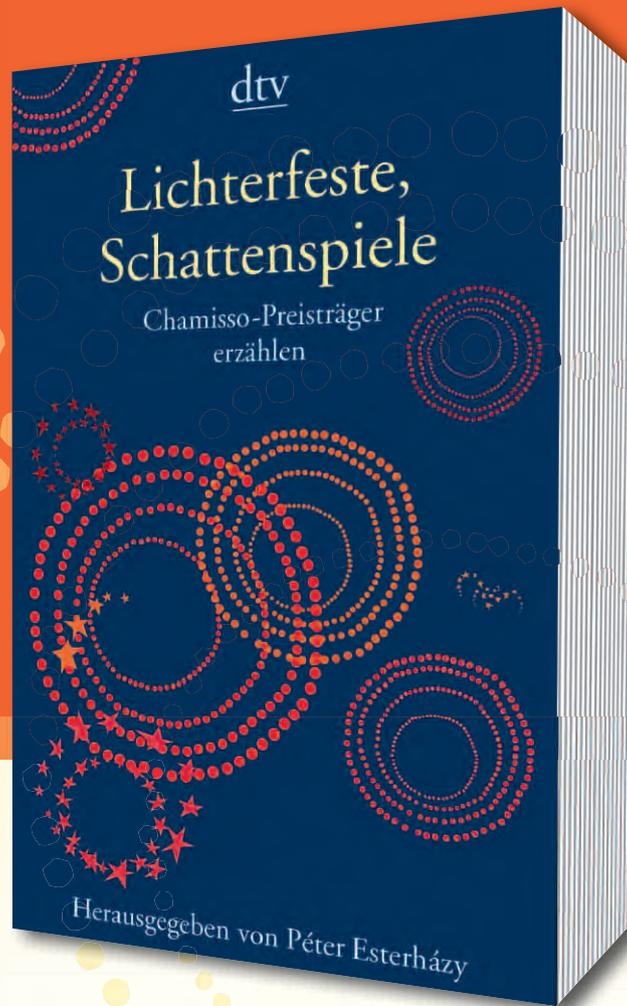
:: Eine Entdeckung:
Chamissos Nachlass in Berlin

:: Der arabisch-deutschsprachige Dichter
Adel Karasholi im Gespräch



dtv

*Feiern, wie die Feste fallen –
und in zwei Kulturen zuhause*



Originalausgabe

320 Seiten € 9,90 **November**

ISBN 978-3-423-**13828-4**

Zum 25. Jubiläum des Chamisso-Preises erzählen ehemalige Preisträger über Familienfeiern und religiöse Feste. Ein spannungsreicher Blick auf Familien, Kulturen und Traditionen in der heutigen Gesellschaft.

www.dtv.de

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

»... und in welcher Sprache träumen Sie?« werden häufig diejenigen Menschen gefragt, die schon als Kind neben ihrer Muttersprache eine zweite Sprache gelernt oder in ihr über einen längeren Zeitraum gelebt haben. Als sei ausgerechnet die Welt der Träume ein Indikator für Verortung!

Der Weltensammler heißt Ilija Trojanows Roman über Robert Francis Burton, ein Weltensammler ist aber auch der Autor unserer Titelgeschichte selbst: In Sofia geboren, in Kenia aufgewachsen, hat er in München studiert, dann in Bombay und Kapstadt gearbeitet. Heute lebt er in Wien, wenn er nicht gerade in aller Welt unterwegs ist. Er mischt sich (auch politisch) ein und protegiert unbekannte fremdsprachige Schriftsteller durch eine Buchreihe – dass er in diesem Jahr eine Auszeichnung nach der anderen erhält, verwundert eigentlich nicht. Den Adelbert-von-Chamisso-Preis hat er einige Jahre vor seinem großen Bucherfolg bekommen, und wir freuen uns auf seinen Vortrag zur Eröffnung unseres Symposiums in Marbach im November 2009 zum Abschluss des Chamisso-Jubiläumjahres: der Titel »Migration als Heimat« ist viel versprechend ...

Nicht nur Trojanow, auch andere Chamisso-Preisträger bleiben zweisprachig: einige, wie Yoko Tawada oder Zafer Şenocak, sind wirklich in beiden Sprache und Kulturen, der deutschen wie auch der japanischen beziehungsweise türkischen zu Hause. Für sie ist die zweite Sprache – die eine »Fremdsprache« zu nennen inzwischen nicht nur für Sprachführer-Verlage obsolet ist – ein Gewinn, ein Plus, wie Péter Esterházy im Interview bekennt. Worin dieser Vorteil besteht, können Sie in der DTV-Anthologie *Lichterfeste, Schattenspiele* nachlesen – und auch schon in diesem dritten Chamisso-Magazin, in dem eine unserer Preisträgerinnen, Zsuzsanna Gahse, so poetisch wie analytisch über das Übersetzen reflektiert: Jedes Bild, jeder Eindruck und Gedanke wird in Sprache übersetzt, um mitteilbar zu sein – und auch jeder Traum ...



Dieter Berg

Vorsitzender der Geschäftsführung
der Robert Bosch Stiftung



- 4 Wo Schokolade ewig lebt
Laudatio auf Ilija Trojanow zum Preis der Literaturhäuser



- 11 In meinen arabischen Gedichten ...
Interview mit Adel Karasholi



- 18 Schreiben braucht die ganze Lebenszeit
Besuch bei Terézia Mora

- 23 Das Original und die Gefolgschaft
Zsuzsanna Gahse über das Übersetzen

- 26 Nichts ist selbstverständlich bei einer Sprache ...
Interview mit Péter Esterházy

- 29 Die Zukunft im Handschriftenarchiv
Adelbert von Chamissos Nachlasspapiere



- 33 Willkommen in Rulish!
»Schulhausroman«, ein Schreibprojekt für Jugendliche

- 38 Man sollte lesen, bevor man sich umarmt
Autorenarena im Stuttgarter Renitenztheater

- 42 Literaturveranstaltungen
Von September bis Dezember

- 46 Neuigkeiten
Termine – Autoren – Impressum



Wo Schokolade ewig lebt

Laudatio auf Ilija Trojanow zum Preis der Literaturhäuser

Von Heinrich Steinfest

Als die ehrenvolle Aufgabe an mich herangetragen wurde, eine Rede zum Lob des Bepreisten zu verfassen, befand ich mich gerade bei der Lektüre von Thomas Bernhards nachgelassenem Prosatext *Meine Preise*, und zwar exakt auf Seite 70, und damit bei der horriblen Schilderung der Umstände beim Erhalt des Österreichischen Staatspreises für Literatur.

Damit wir uns hier und jetzt der würdevollen Schönheit des Moments noch stärker bewusst werden können, möchte ich die besagte Passage vortragen, bei der ich mich gerade aufhielt: »Die Leute, die mich auf den Preis angesprochen haben, dachten alle, ich hätte natürlich den Großen Staatspreis bekommen, und ich war jedes Mal der Peinlichkeit ausgesetzt, ihnen zu sagen, dass es sich um den Kleinen handle, den schon jedes schreibende Arschloch bekommen habe. Und ich war jedes Mal gezwungen, den Leuten den Unterschied zwischen dem Kleinen und dem Großen Staatspreis auseinanderzusetzen, hatte ich das getan, hatte ich den Eindruck, dass sie mich überhaupt nicht mehr verstanden.«

Wie gut, dass es keinen Kleinen Preis der Literaturhäuser gibt, sondern eben nur *einen*, einen Großen, denn nur einen solchen Großen hat Ilija Trojanow verdient.

Ich denke wohl, dass Ilija Trojanow auch keine Verwechslungen zu befürchten hat wie der von Preisen und Preisverleihungen geschundene Bernhard, der die Ehrengabe der Deutschen Industrie als »Herr Borchers« entgegennehmen musste, weil nämlich die ebenfalls ausgezeichnete Elisabeth Borchers als »Frau Bernhard« aufgerufen wurde.

Das braucht sich Ilija Trojanow nicht anzutun. Was er sich freilich antut, ist die Stadt Wien, wo der in so

vielen Gegenden und - wie es einmal heißt - »anderswo« beheimatete Autor sich ein Nest gebaut hat, weil ja auch Sammler Orte brauchen, an denen sie ihre Sammlungen unterbringen. Dort, in diesem »Nest«, habe ich Ilija Trojanow aufgesucht, weil ich mir dachte, dass eine Beschreibung dieses Nestes mir eher zusteht als eine literaturwissenschaftliche Bewertung oder das gekonnte Einrennen offener Türen.

In Vorbereitung auf diesen Wien-Besuch hatte ich mir erneut Trojanows Zauberbuch *Der Weltensammler* - diese gleichzeitige Aufdeckung und Bewahrung nicht nur des Geheimnisses um einen Mann, sondern vor allem der Geheimnisses des Lebens - in meine Tasche gepackt und war damit auf die Schwäbische Alb gefahren, in ein glühendes Ostern hinein. Anstatt nun aber bei der Ankunft im lieblichen Lautertal eben dieses Glühens augenblicklich zu genießen, legte ich mich rasch auf ein vom Winter noch bitterkaltes Bett und begann, im *Weltensammler* zu lesen, ein Buch mit einem der fabelhaftesten Anfänge, die ich kenne.

»Er starb früh am Morgen, noch bevor man einen schwarzen von einem weißen Faden hätte unterscheiden können.« Aber genau das tut Trojanow, weiße von schwarzen Fäden unterscheiden, mit großer Sorgfalt an die Dinge herangehen und eben nicht etwas für Grau halten, was in Wirklichkeit bloß ein sehr enges Zusammenstehen von Schwarz und Weiß ist, wie bei den Haaren von Menschen, die wir als »grauhaarig« bezeichnen, jedoch vielmehr ein Übergewicht der weißen vor den schwarzen Haaren zu konstatieren wäre.

Als ich nun nach einiger Zeit der Lektüre über das »stinkige, dreckige Loch namens Bombay« vom lieblichen Lautertal zur touristischen Ordnung, zur Landschaftsbegehung gerufen wurde und also den *Weltensammler* mit einem Lesezeichen markieren wollte,





Heinrich Steinfest und Ilija Trojanow im Literaturhaus Stuttgart, Mai 2009.

fehlte mir ein solches Lesezeichen. Ich sah mich um, auf der obligaten Suche nach einem Notizblock, einem kleinen Zettelchen, einer Postkarte, doch mein Blick landete auf einem nicht minder obligaten Objekt, welches das unbenutzte Polster auf dem gegenüberliegenden Bett dekorierte: ein fingergliedgroßes, veilchenblau schreiendes Stück Milka-Schokolade.

Ein Impuls trieb mich nun an, der genährt wurde von dem Umstand, dass mein siebenjähriger Sohn bei seinen eigenen Büchern und Taschenheften immer wieder mit überraschender Selbstverständlichkeit Objekte als Lesezeichen, als *Seitenanker* verwendet, welche die in diesem Fall durchaus praktische Dünnhätigkeit flacher Papiere vermissen lassen: etwa ein aus Legoteilen gebautes Laserschwert, auch mal eine Zahnbürste oder eine Pokémonfigur. Ja mitunter ein schmales Buch, das dann eben dem dickeren Buch dienlich ist.

Warum also nicht ein kleines Stück Schokolade verwenden? Wobei mich freilich die Überlegung bedrängte – vor allem angesichts der aufkommenden Wärme draußen –, inwieweit nicht die Gefahr des Schmelzens bestand, somit der Verschmutzung des Buches, zumindest die Gefahr eines wenn schon nicht »zerplatzen«, so doch »zerquetschten« Lesezeichens. Aber ich wollte es wagen, auch weil ich schon spürte, wie passend es sein würde. Und es braucht nun gar nicht verwundern, dass, obwohl ich diesem kleinen Täfelchen einiges zugemutet habe – weitere Reisen, die Wärme im Koffer und eben die Benutzung bis zur letzten Seite hin, wenn sich der wunderbare Satz eines zwischen dem Weiß und Schwarz unmerklich ausgehauchten Lebens wiederholt –, dass also das Stückchen Schokolade voll-

kommen unversehrt blieb, seine Form und Gestalt bewahrt hatte. Vieles in diesem Buch, viele Sätze und Bilder und Metaphern besitzen genau eine solche Qualität eines in sich geschlossenen, stabilen, im Sinn von »immergrün« »immerviolett« zu nennenden Gegenstands, etwas, von dem man gemäß eines alten Werbespruchs sagen darf, es würde nicht zwischen den Fingern zergehen, sondern allein auf der Zunge, wie auch ein anderer Spruch aus dem Schokoladenbereich hier gilt, nachdem das favorisierte Produkt in keiner Weise dem Appetit schadet. Darum auch kann man unabhängig von der Geschichte des Richard Francis Burton dieses Buch an jeder Stelle aufschlagen und wird in den tropfenförmigen einzelnen Passagen (Durchgängen) Sätze finden, die ganz alleine funkeln (als seien es Planeten, die keine Sonne brauchen, um zu leuchten), wenn etwa die Rede ist von einem Buchdeckel, »dessen Oberfläche an die Narbe auf dem Rücken eines Erstgeborenen erinnert«, oder wenn derselbe Einband »sich im Feuer wie ein verwachsener Zehennagel krümmt«, wenn eine gefälschte Lebensbeichte als »brautschöne Fassung« definiert wird, wenn von der Gewissenhaftigkeit gesprochen wird, die darin besteht »die Geschichte zur Wahrheit zu verfälschen«, wenn von Blättern die Rede ist, »die einem wie Hostien in den Mund fliegen«, oder von Bäumen im Winter, »die klirrenden Kerzenleuchtern ähneln«, oder wenn Sheik Abdullahs Zunge sich dem Gebet verweigert, »er eben mit den Augen beten wird«. Kein Wunder, dass ein Stück Schokolade zwischen solchen Sätzen heil bleibt, selbst in der Mittagshitze eines ins Frühjahr verirrtten Sommers oder beengt von den Umständen einer Nacht-

fahrt im Orient-Express zwischen Wien und Stuttgart, ein Stück Schokolade, dem Buch als Zeichen dienend, gleichzeitig von diesem Buch beschützt, beschützt mittels locker hingestrichener Gemälde wie jenem, auf welchem eine Frau den von Burton hingestreckten Geldschein diesem auf eine Weise entzieht, »als wollte sie seine Finger nicht wecken«.

Als ich nun im Rahmen dieses österlichen Glühens von der Alb nach Wien wechselte, um Ilija Trojanow aufzusuchen, erschrak ich beim Anblick des Jugendstilhauses, zu dem mich die angegebene Adresse führte, weil ich begriff, dass ich das Haus kannte, in welchem ich vor einem Jahr den Wiener Krimiautor Stefan Slupetzky besucht hatte, und darum nun also dachte, mit der falschen Adresse mich ausgestattet zu haben. Aber es kommt natürlich schon mal vor, dass zwei Autoren im gleichen Haus leben, in Wien allemal, Gott sei Dank. Und so durfte ich also nach einem kurzen

Moment, in welchem der Fehlverdacht den Gedanken an die Möglichkeit von Zufällen überlagert hatte, die richtige Klingel bedienen und war eingelassen in das »Nest« eines durch die Welten Reisenden. Dass die Wahl, nach Wien zu gehen, eine pragmatische gewesen war, ist bei einem solchen Autor nur logisch, auch wenn die Wiener sich sicher gerne einbilden, es sei ihre gute Luft oder so gewesen, oder weil hier die Donau so schön ist (schöner als dort, wo die Große Lauter demütig zufließt? Na ja!). Wie auch immer, ich stand im Nest, vorerst mal im *Vornest* und dann im *Wohnnest*, vor mir eine Milchglastüre wie ein sehr glatter, sehr massiver Nebel, gewissermaßen ein Schwarzes Loch von Nebel. Aber Sie wissen ja, es gibt Schwarze Löcher, von denen man gerne verschluckt wird. Und nicht in jedem dieser Löcher wird man spaghettisiert. Nein, ich landete vollkommen unversehrt in Ilija Trojanows von Bücherherden bevölkerten Arbeitszimmer. Bereits die Musik, die aus Boxen kam, die wie zwei Spechte fast

Mit einer Gewissenheit,
»die Geschichte zur Wahrheit zu verfälschen«

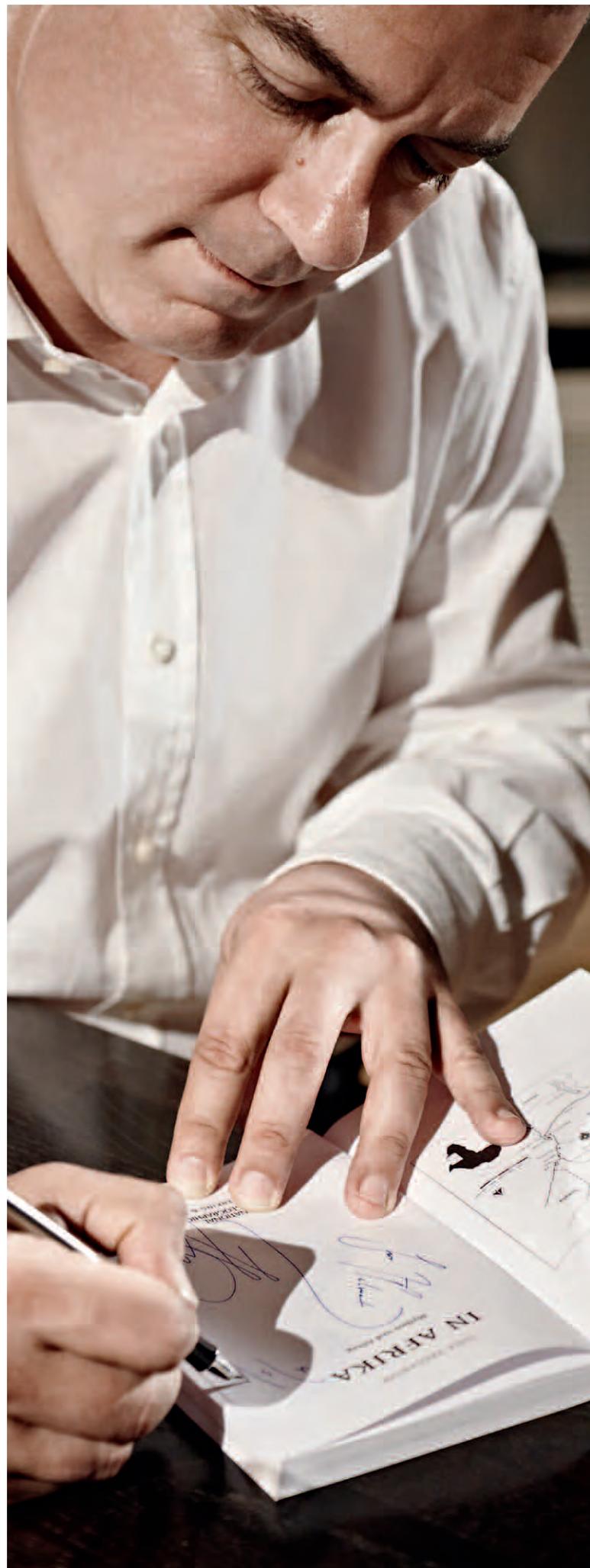


unsichtbar im Mauerwerk nisteten, verriet ein Gemisch, nein eine Verschränkung der Kulturen, auch der Zeiten, der Traditionen, der wechselnden Stimmungen, eine geradezu exemplarische Musik für diesen eben nicht nur durch die Welten, sondern auch die Zeiten wandernden, die Dinge verschränkenden, aber nicht vermischenden Autor.

Obwohl nun diese Bibliothek noch im Entstehen, im Fertigwerden sich befand (ich weiß schon, Bibliotheken werden nie richtig fertig) – einige Regalbretter aneinander gelehnt stehend, manche Bücherstöße auf Einordnung, auf Unterbringung und Beheimatung wartend –, hatte ich das Gefühl, dass bereits alles sich an seinem richtigen Ort befinden würde. Wie bei Organismen, die sich verwandeln und entwickeln, bei denen man aber die einzelnen Entwicklungsstufen nicht als »unfertig« oder gar »falsch« bezeichnen kann.

Es ist nun keine Frage: Jemand, der ein Faible für Zwergfledermäuse hat, wird ständig und überall auf Spuren von Zwergfledermäusen stoßen – so wie die Leute, bei denen fast jede Quersumme eine 13 oder 23 ergibt, oder wovor sie sich halt fürchten, und zwar sehnsüchtig. Und so müssen Sie mir verzeihen, dass mein selektiver Blick augenblicklich auf eine dtv-Ausgabe von Doderers *Strudlhofstiege* fiel, die allerdings auch recht günstig plazierte lag. Sodann aber, inmitten der mit schräggestelltem Kopf zu inspizierenden Reihen, sah ich H. C. Artmanns *Die Jagd nach Dr. U.* Noch eine Stunde zuvor hatte ich in einem Interview im *Kurier* mit dem legendären Wiener Musiker Willi Resetarits gelesen, dass damals, in seiner Jugend, das Lesen von H. C. Artmann bedeutet hatte, »auf der richtigen Seite zu stehen«. Nun, der Vielleser Trojanow steht ganz sicher auf der richtigen Seite.

Was mir nun ebenso rasch wie Doderer und Artmann ins österreichlastige Auge fiel – aber mich doch überraschte –, das waren die vielen Reproduktionen von Gemälden Egon Schieles. Ein Werk, mit dem ich selbst in Liebe aufgewachsen bin, mich aber wohl irgendwann sattgesehen habe, vielleicht auch ein wenig müde ob der touristischen Glorifizierung und kunstmarkttechnischen Aufbereitung. Hier aber schien nun alles anders, derart sorgsam und liebevoll waren die Postkarten und aufgeschlagenen Kunstbände in dieses abwechslungsreiche, zwischen ruhiger See und erregender Turbulenz changierende Büchermeer eingefügt, ja mitunter so, als würden sie die eigentlichen Zentren bilden. Etwa das Gemälde »Liebkosung«, in welchem Kardinal und Nonne sich kniend ineinanderfügen.



Oder die geradezu spinnenartige Kombination dreier schwarzer Männerakte. Es sind die besten Schieles, die ich an diesem Ort »ausgestellt« fand, *sich* ausstellend, wächterartig, auf eine erhabene Weise dominant. –

Trojanow sprach mit Bewunderung, ja Begeisterung über die Werke des Österreichers, dem so wenig Zeit blieb, der aber so rasch aus dem ornamentalen Schatten Klimts herausgewachsen war. Erstaunlicherweise scheint – wie Trojanow mir erklärte – kein ernsthafter Schiele-Roman zu existieren und er könnte sich durchaus vorstellen... Nun, das mögen wir, die Leser, uns *auch* gerne vorstellen. Ein vom Kitsch der Anekdote und urösterreichischer Leidenskunst befreiter Trojanowscher Schiele, der dann wie Richard Francis Burton in der »Erfindung« sich zur wahrhaftigen Gestalt materialisiert. Ein Mensch, ein Gegenstand, ein Ort, welche – und ich muss das nochmals betonen – gleichzeitig so überaus präzise, so stofflich, klanglich, olfaktorisch nachvollziehbar (ja, Trojanows Texte riechen) beschrieben werden, ohne dass ihnen ihr Geheimnis genommen wird, ihre Magie, ja ihre Fähigkeit, Schokolade zu behüten.

Schiele wäre also schön – für uns wie auch für Schiele (damit man etwa nicht mehr an die Verkörperung durch Mathieu Carrière denken muss oder gar an den Filmtitel von damals »Egon Schiele – Exzesse«) –, aber erst einmal kommen die Antarktis und Bulgarien dran. Es ist eine beeindruckende Ansammlung von Büchern und Schriften, die Trojanow für seine Romanprojekte zusammenstellt. Er zeigte mir – einen Korb leerend – die Bände, die er für seinen Antarktisroman zu einem lehrreichen Konvolut zusammengefügt hat. Als er die Bücher nach einigen Erklärungen und Schilderungen wieder mit einer Bestimmtheit zurückordnete, die mir fast heftig, ja eilig erschien (eine Eile aber ohne Hektik – ja, vielleicht sieht so die disziplinierte Eile eines Mannes aus, der die Welt umrundet), kommentierte er das damit, er würde jetzt »die Antarktis aufräumen«. Ja, man kann sich vorstellen, dass die Antarktis bei Trojanow in guten Händen ist und ganz sicher nicht als ein durch den Fleischwolf puren Abenteuerturns gedrehter Haufen Eiswasser zurückbleibt.

Südlich davon – eingedenk der Lage dieser Bibliothek im Wiener Ortsgefüge – erhob sich der Bulgarien-Komplex, gestreckter, massiver, um einiges – wenn ich das sagen darf – *bedrohlicher* als der kompakte, bodennahe antarktische Eisberg.

Ich sah mich weiter um. Ilija Trojanow erzählte mir, dass bei ihm die Krimis oft verschwinden würden.

Warum das denn? Weil man selbige, von Freunden nach einem interessanten Buch gefragt, gerne herleiht – schön und traurig zugleich für die solcherart Entliehenen, verlorene Söhne auf dem Weg von einem Vater zum nächsten. Richard Starks *Point Blank* aber hatte Glück gehabt, durfte noch hier verweilen.

Und dann erkannte ich, geradezu keck aufs Fensterbrett gestellt: *A Creative Writer's Kit*. Na gut, es braucht auch Gegenstände, die einfach verstauben dürfen, nicht wahr?

Ein bisschen verstaubt ist auch der Begriff des Reiseforschers. Aber ist es nicht umgekehrt das Problem, wie wenig Reiseliteratur heutzutage mit Schriftstellerei zu tun hat und sich nicht selten in Richtung jener Ratgeberei bewegt, die an den Autor aus Anne Tylers *Die Reisen des Mr. Leary* erinnert, welcher Reisebücher schreibt, die einem helfen, so wenig Kontakt wie möglich zum Fremden und Ungewohnten herzustellen, einer verdünnten Welt wie einer Slalomstange auszuweichen? Nun, ich denke, der Essayist Trojanow

Damit ein Mensch lächerlich aussieht, reicht schon eine rote Schwimmjacke

hat dieser Gattung die Schriftstellerei zurückgegeben. Er hilft uns, das Fremde zu verstehen, ohne es aufzuschneiden, es zu sezieren und in ein anatomisches Schema zu fügen, das ja allein *unser* anatomisches Schema ist. Ja, gerade in seinen »Reportagen« führt er den Leser nahe an das »Objekt« heran, schafft es aber, gerade dank seines so persönlichen wie kunstvollen und eben *nicht* journalistischen Zugangs, wiederum dem Leser die Freiheit zu geben, seine Position selbst zu bestimmen. Denn das tut ja gute Literatur: nicht belehren, sondern aufwecken. Der solcherart Aufgewachte darf dann freilich mit eigenen Augen schauen. Und mit eigenen Ohren zuhören. Etwa wenn Trojanow vom indischen Denken berichtet, nach welchem der Begriff der »Gewalt« sich bereits durch das Unterteilen der Menschen in »Wir« und die »Anderen« manifestiert. Oder wenn er so herrlich formuliert: »Es braucht nicht viel, damit ein Mensch lächerlich aussieht: dazu reicht schon eine rote Schwimmjacke, die sich um den Nacken legt wie ein Joch.« Wenn er so kurz und prägnant und erschreckend über die Gefährlichkeit von Puppen berichtet, »wenn sie sich einbilden, die Fäden zu ziehen«, und wie sodann das Begräbnis selbiger

Puppe eine »verblüffende Ähnlichkeit mit den Beerdingungsszenen bei den drei Paten-Filmen von Francis Ford Coppola« aufweist. Wenn er – und diesen Text liebe ich ganz besonders – sein Lob der deutschen Sprache anstimmt, mutig und humorvoll dazu auffordert, die eigene Sprache in die Welt hinauszutragen. Dabei aber ebenso auf die zu Unrecht ausgegrenzten Eingewanderten verweist, Lehnwörter, etwa Pampelmuse, diese aus dem Tamilischen über Holland eingereiste und eingebürgerte und heimisch gewordene Benennung einer mächtigen Zitrusfrucht, die man ja auch tatsächlich weder Riesenorange noch Adamsapfel nennen möchte. Richtig, lieber Ilija Trojanow, auch für mich klingt Pampelmuse – wie du schreibst – so wunderbar deutsch wie Apfelmus.

Man darf sich fragen – wenn man einer von denen ist, die halt so gern zu den Sternen schauen – ,wie das wohl aussehe, würde Ilija Trojanow einen Bericht über die Bewohner der Venus verfassen. Wir würden nachher sicher besser verstehen, warum diese Leute sich uns nicht zeigen. Und dass sich das aber vielleicht ändern könnte, wäre man bereit, ein Goethe-Institut auf der Venus zu installieren.

Irgendwie hat es nun doch – nicht in den *Weltensammler*, aber in den Reportagenband *Der Entfesselte Globus* – ein ganz konventionelles Lesezeichen in einen meiner Trojanowschen Bände hineingeschafft. Eine dieser Postkarten, die über ihren eigentlichen Zweck hinauswirken dürfen, wie Hühnereier am Frühstückstisch landen oder ausgeblasen ihrer Bemalung harren. Im konkreten Fall ist es ein Schwarzweißbild, darauf eine kleine, alte, sehr finster, sehr verbissen dreinsehende Frau mit unter die Achsel geklemmter Handtasche, die vor einem verrosteten, heruntergezogenen Rolladen steht. Darüber in geschwungener Schrift: Wiener Chic. – Ich weiß nicht, trotz der Erwähnung von »Wien« irgendwie unpassend. Dann doch wirklich lieber ein kleines Stück Schokolade, das ein ganzes Buch durchwandert hat, wohlbehalten an sein Ende gelangte und sich nun auf den nächsten Roman von Ilija Trojanow freut. ::

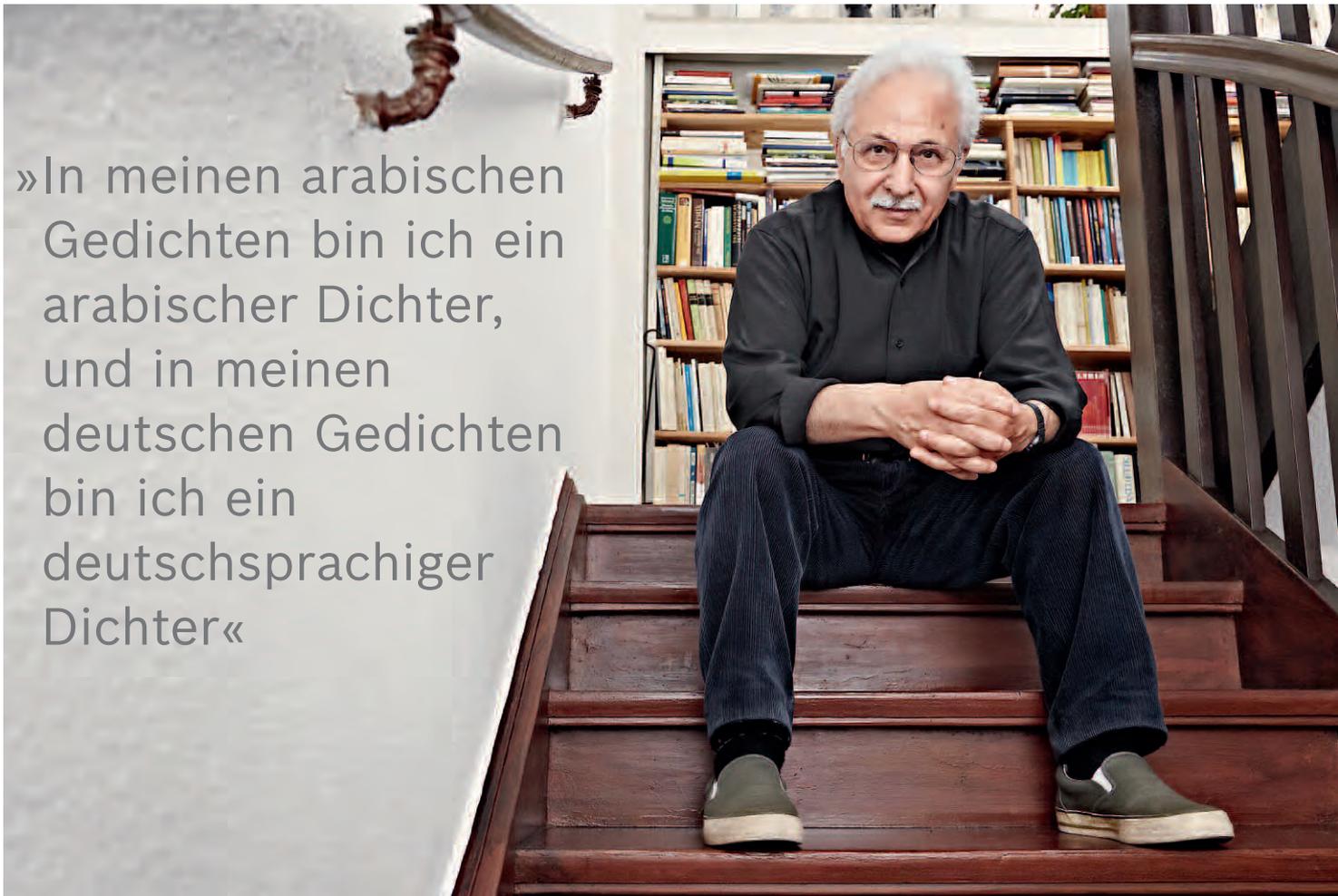
Ilija Trojanow wurde im Frühjahr 2009 der Preis der Literaturhäuser zuerkannt. Heinrich Steinfest hielt die Laudatio im Mai in Stuttgart. Den Adelbert-von-Chamisso-Preis erhielt Ilija Trojanow im Jahr 2000, seinen Roman *Der Weltensammler* förderte die Robert Bosch Stiftung mit einem Arbeitsstipendium.



bücher

(Auswahl)

- :: **Afrikanissimo** (Hrsg.). Wuppertal: Peter Hammer, 1991
- :: **In Afrika**. Reiseerzählung. Wuppertal: Marino Verlag, 1993
- :: **Naturwunder Ostafrika**. München: Frederking & Thaler, 1994
- :: **Hüter der Sonne**. Begegnung mit Simbawes Ältesten. Zusammen mit Chenjerai Hove. München: Frederking & Thaler, 1996
- :: **Die Welt ist groß und Rettung lauert überall**. Roman. München/Wien: C. Hanser, 1996 (TB dtv 1999)
- :: **Autopol. Ein Internetroman**. München: dtv, 1997
- :: **Hundezeiten. Heimkehr in ein fremdes Land**. München/Wien: C. Hanser, 1999
Döner in Walhalla (Hrsg.). Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2000
- :: **An den inneren Ufern Indiens**. Eine Reise entlang des Ganges. München/Wien: C. Hanser, 2003, (Taschenbuch 2006, Piper TB 2008)
- :: **Zu den heiligen Quellen des Islam**. Als Pilger nach Mekka und Median. München: Malik Verlag, 2004
- :: **Der Weltensammler**. Roman. München: C. Hanser, 2006 (TB dtv 2007, Hörbuch)
- :: **Indien. Land des kleinen Glücks**. Mit Farbfotos von Katrin Simon. Cadolzburg: Ars vivendi Verlag, 2006
- :: **Gebrauchsanweisung Indien**. München: Piper, 2006
- :: **Der Sadhu an der Teufelswand**. Reportagen aus einem anderen Indien. München: Frederking & Thaler, 2006
- :: **Nomade auf vier Kontinenten**. Auf den Spuren von Sir Richard Frances Burton. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2007
- :: **Die fingierte Revolution**. Bulgarien, eine exemplarische Geschichte. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2006
- :: Trojanow, Ilija / Hoskoté, Ranjit, **Kampfabsage. Kulturen bekämpfen sich nicht, sie fließen zusammen**. München: Karl Blessing, 2007
- :: **Der entfesselte Globus**. Reportagen. München: C. Hanser Verlag 2008
- :: **Angriffe auf die Freiheit**. Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau bürgerlicher Rechte. Mit Juli Zeh. München: C. Hanser Verlag 2009



»In meinen arabischen Gedichten bin ich ein arabischer Dichter, und in meinen deutschen Gedichten bin ich ein deutschsprachiger Dichter«

Ein Interview mit Adel Karasholi

Die Fragen stellte Lerke von Saalfeld

Adel Karasholi, vor fünfzig Jahren – Du warst damals 23 Jahre alt – musstest Du aus politischen Gründen Syrien verlassen, Du warst das jüngste Mitglied des syrischen Schriftstellerverbandes; seit 1961 lebst Du in Leipzig, hast dort promoviert über das Theater von Bertolt Brecht, hast am Johannes-R.-Becher-Institut studiert und wurdest in den sechziger Jahren in der DDR in der sogenannten »Lyrikwelle« ein bekannter Poet deutscher Sprache. 1985 zeichnete Dich die Stadt Leipzig mit ihrem Kunstpreis aus. *Daheim in der Fremde* ist einer Deiner Lyrikbände überschrieben, erschienen 1984. Dieses *Daheim in der Fremde* – wie hast Du es damals verstanden, wie definierst Du es heute?

Als dieses Buch erschien, hatte ich immerhin bereits fast ein Vierteljahrhundert, also mehr als die damalige Hälfte meines Lebens, in Leipzig verbracht. Und wenn man an einem Ort so lange lebt, wird dieser Ort unweigerlich zu einem Daheim. Leipzig ist für mich auch heute noch immer ein Daheim in einer Fremde, aber einer sehr vertrauten Fremde.

Warum Daheim und nicht Heimat?

Ich scheue mich, den Begriff Heimat zu benutzen, vielleicht weil er so pathetisch klingt. Vielleicht weil ich nicht mehr genau weiß, was Heimat eigentlich ist. Sind das nur die Berge, die Täler, Wiesen und Wälder? Oder ist es die Beziehung zu Menschen, zu Orten, die

»Hat man mit seiner Frau Krach, sehnt man sich nach seiner ersten Freundin. Die erste Geliebte wird fast immer verklärt – genauso ist es mit der Kindheit.«



voller Erinnerungen sind? Oder das Gefühl, dass man gebraucht wird? Oder dass man sich nicht ständig erklären muss? Manchmal scheint mir, dass Heimat immer dort ist, wo man gerade nicht ist, weil sie sich dann im Gedächtnis, genauso wie die Kindheitserinnerungen, leichter verklären und zu einem verlorenen Paradies machen lässt.

Es kommt darauf an, aus welcher Perspektive man den Begriff Heimat betrachtet – politisch, kulturell, familiär, landschaftlich usw. Als Lyriker, der in zwei Sprachen seine Gedichte schreibt, ist Heimat für mich auf alle Fälle inzwischen kein geografisch lokalisierbarer Ort mehr. Sie ist ein subjektives Konstrukt, eine Fiktion, ein geistiges Gebilde, das erst durch Sprache erfahrbar wird. Und als solches haben mich zwei Städte geprägt: Damaskus und Leipzig.

Das heißt, Du wolltest Dir Deine Geschichte, weder in der DDR, noch in Syrien, nehmen- oder loslassen. »Meine zwei Länder und ich/Wir sind vermählt/bis dass der Tod uns scheidet« heißt es im Titelgedicht »Daheim in der Fremde«, verfasst 1980 (in Auseinandersetzung mit Hans Magnus Enzensbergers Gedicht »Landessprache«). Du hast oft davon gesprochen, in Leipzig erfüllt Dich Sehnsucht nach Damaskus, in Damaskus musst du an Leipzig denken. Seit den neunziger Jahren besitzt Du eine Wohnung in Damaskus, auf dem Terrain Deines Vaterhauses. Ist Dir die Stadt Deiner Kindheit in den letzten zehn Jahren wieder näher gerückt?

Dieses Gedicht ist keine direkte Auseinandersetzung mit Enzensbergers Gedicht. Enzensberger ging in seinem Gedicht von einer Distanz zu seinen damaligen zwei Ländern, den beiden deutschen Staaten, aus. Seine Zeilen, die ich meinem Gedicht voranstellte, heißen: »meine zwei länder und ich/wir sind geschiedene leute«. Diese Zeilen provozierten mich, darüber nachzudenken, ob auch ich wirklich so einfach meine Beziehung zu beiden Ländern und beiden Städten aufkündigen könnte. Ich horchte in mich hinein und merkte,

dass diese Ehe, diese Bigamie, bei mir nicht mehr aufkündbar ist.

Weshalb?

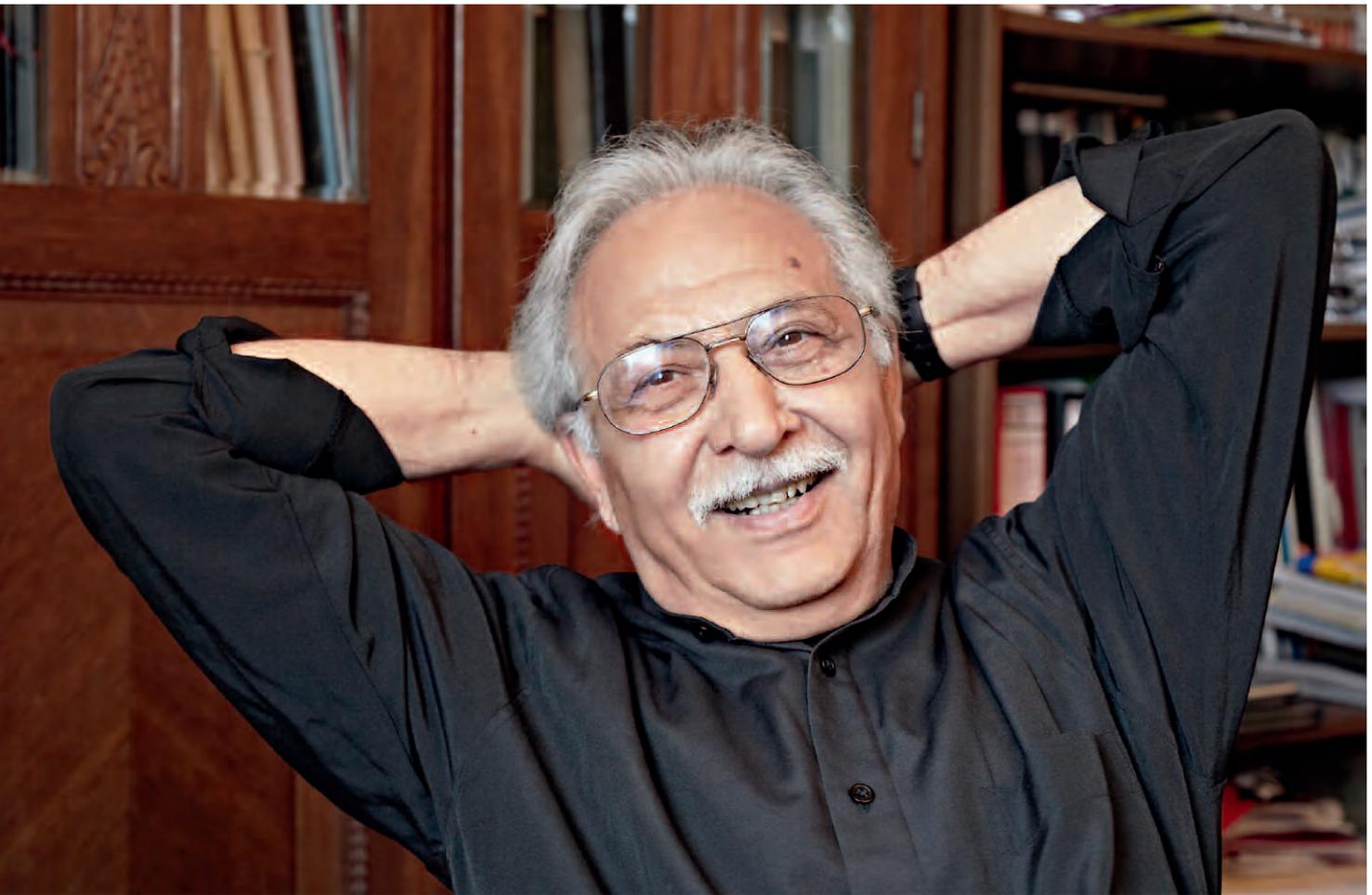
Weil Städte, in denen man so lange lebt, wie eigene Biografien sind, aus deren Paradies und Hölle uns nur der Tod vertreiben und erlösen kann. Damaskus ist die Stadt meiner Kindheit, sie hat mich nie verlassen. Ich führte sie mit mir in meinem Gepäck. Es ist doch so: Man wird an einem Ort geboren, in Damaskus, und nimmt diesen Ort mit in den Zug, man kommt nach Leipzig, DDR, dann reist man nach der deutschen Einheit in ein ganz anderes System, und man weiß nicht, wie der Zug weiter fährt.

Aber Dein Zug führt Dich jetzt öfter nach Damaskus als vor 1989? Da hat sich doch etwas verändert?

Viel öfter eigentlich nicht. Damals in der DDR fuhr ich jedes Jahr nach Damaskus, das war sogar in meinem Vertrag mit der Universität in Leipzig so verankert. Was sich vielleicht verändert hat, ist, dass ich heute in Damaskus eine Wohnung besitze. Die Reisemöglichkeiten sind einfach besser geworden. Früher war es für mich beschwerlich, ohne persönliche Einladung in die arabische Welt zu reisen. Trotzdem wurde ich seit Mitte der siebziger Jahre oft sogar mehrmals im Jahr in ein arabisches Land eingeladen. Ich war z.B. an vielen Film- und Theaterfestivals beteiligt, auch als Mitglied der Jury, in Damaskus, Tunis, Kairo, Kuwait, Doha – und dies führe ich jetzt genauso weiter.

In der arabischen Welt gilt der Poet »im Bewusstsein der breiten Masse als Prophet, als Verkünder und Mahner zugleich«, als »Stimme einer Nation, die keine Stimme hat« – das hast Du in Deinem jüngsten Gedenkband an den palästinensischen Lyriker Mahmoud Darwish geschrieben. In der europäischen Welt ist der Poet eher ein Außenseiter, gelesen nur von einer kleinen eingeschworenen Gemeinde. Das muss doch einen Zwiespalt bei Dir auslösen?





Man soll sich hüten, solche Vergleiche zu ziehen. Ich bin der Ansicht, dass kein Phänomen, kein Detail einer Kultur mit dem einer anderen Kultur verglichen werden darf, denn jede Erscheinung ist stets in das Gesamtgefüge eines Systems, einer Historie eingebettet. Vergleiche hinken, wie das Sprichwort sagt.

Die Lyrik bleibt in der Tat, wie ich im Vorwort zu dem Buch *Der Würfelspieler* schrieb, die ureigenste literarische Gattung der Araber, obwohl der Roman der Lyrik in den letzten Jahrzehnten ihren Platz streitig macht. Auch in ihren Romanen und Dramen bleiben die Araber noch immer oft Lyriker.

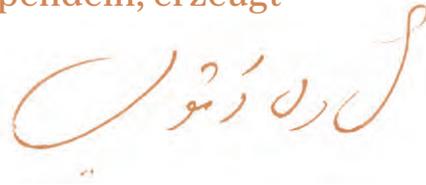
Seit den sechziger Jahren weht allerdings ein neuer Wind für die arabische Lyrik. Die Moderne zog massiv in die Gedichte ein. Und moderne Gedichte haben den Vorzug, ja, ich würde sogar sagen, das Privileg, für wenige geschrieben zu werden. Es ist aber ein Irrtum zu glauben, es seien zu wenige, die Lyrik lesen – diese

wenigen sind sehr viele, wenn man sie nur erreichen kann.

In Deinem Band *Also sprach Abdulla*, einem Gedichtzyklus aus dem Jahr 1995, in der Struktur dem Sufi-Dichter An-Niffari nachgebildet, hast Du zehn Gedichte zuerst auf Arabisch geschrieben und dann noch einmal selbst ins Deutsche übertragen. Welche Bedeutungsveränderungen haben sich bei diesem Übertragungsprozess eingeschlichen?

Zu meinem Erstaunen hat sich hinsichtlich der Weltsicht kaum etwas verändert. Früher habe ich drei oder vier meiner arabischen Gedichte für den Band *Daheim in der Fremde* ins Deutsche übertragen. Da war der Duktus ganz anders geworden. Der Grund war, dass ich vielleicht allzu sehr den Adressaten mitbedachte. Bei den *Abdulla*-Gedichten änderte sich das Verfahren. Der Sufi An-Niffari begann jeden seiner

»Diese Brüche, dieses ständige Hin- und Herpendeln, erzeugt manchmal auch Schwindel.«



Verse mit dem Satz »Und er sprach zu mir«. Durch diese Wendung, die ich mir geliehen habe, wurde ich mein eigener Adressat; der äußere Adressat blieb weitgehend vom Schreibprozess ausgeschlossen. Ich führte in den Gedichten sozusagen eine Zwiesprache zwischen zwei sich in mir selbst widerstreitenden Ichs. Bei der Übertragung dieser Gedichte waren die Veränderungen lediglich stilistischer Natur.

Du hast Dich immer dagegen gewehrt, vor allem als Exot aus dem Orient geschätzt zu werden, als einer, der von außen kommt, obwohl Du mehr als die Hälfte Deines Lebens in Deutschland gelebt hast. 1992 erzieltest Du den Adelbert-von-Chamisso-Preis für Autoren nichtdeutscher Muttersprache, die Deutsch zu ihrer Literatursprache gewählt haben. Hat der Preis auch seine Tücken für Dich?

Den Chamisso-Preis bekam ich 1992, also kurz nach der Wende. Zuvor war ich bereits voll integriert in die Literaturlandschaft der DDR. Niemand nannte meine Gedichte Gastarbeiterliteratur oder Migranteliteratur, sondern schlicht und einfach Gedichte. Sie erschienen unter anderem im *Sonntag* oder in der *NDL (Neue Deutsche Literatur)*. Den Kunstpreis der Stadt Leipzig, den ich 1985 für meine deutschsprachigen Gedichte erhielt, hatte bereits vor mir Georg Maurer erhalten, mein damaliger Lehrer am Literaturinstitut, der als geistiger Vater vieler Lyriker wie Volker Braun, Heinz Czechowski oder Sarah Kirsch galt. Plötzlich fand ich mich kurz nach der Wende in einem Schubfach eingesperrt. Aber ehrlicherweise muss ich auch sagen, dass mir dieser Preis den Weg in die alten Bundesländer nach der deutschen Einheit zu ebnen half.

Es gibt mehrere Autoren, die diesem Preis gegenüber skeptisch sind, eine Sperre haben, weil sie nicht in diese Schublade des Exoten gepackt werden möchten. Diese Haltung schwingt auch bei Dir mit.

Du spielst hier vielleicht auf meine Begrüßungsrede bei den zweiten Chamisso-Tagen 2001 in Leipzig an. Damals äußerte ich in der Tat die Befürchtung, dass man geneigt ist, diese Literatur, solange sie in Sonder-

seiten abgehandelt, in Sonderveranstaltungen verbannt, mit Sonderpreisen bedacht wird, weniger als ästhetisches denn als soziologisches Phänomen zu begreifen und sie nur als solches zu akzeptieren oder abzulehnen. Ich sagte aber auch, dass Literatur weder Visum noch Staatsbürgerschaft brauche, und dass sie sich, in welcher Spezifik auch immer, durchsetzen wird, wenn sich das Substantiv und nicht das Attribut als das Wesentliche an ihr erweist.

Heute kann ich unverkrampfter damit umgehen. Mittlerweile hat sich diese Literatur durchgesetzt. Man kommt nicht mehr umhin, sie in die deutschsprachige Literatur einzubetten. Denn sie hat bewiesen, dass sie, wie ich damals gesagt habe, weder, wie es manchmal in einschlägigen Abhandlungen hieß, eine »Projektnische im Sektor der assimilatorischen Sozialpädagogik« noch ein »Manipulator zur Ethnisierung sozialer Gegensätze und Konflikte« ist, sondern schlicht und einfach Literatur, sogar nicht selten eine sehr gute.

Meine Polemik gegen die Exotik ist prinzipieller und komplexer Natur und hatte auch einen anderen Grund. In meinem Essay »Zweisprachigkeit oder Doppelzüngigkeit« bin ich darauf ausführlich eingegangen. Du erwähntest bereits die Lyrikwelle der sechziger Jahre in der DDR. Damals bin ich mit Gedichten hervorgetreten, die ursprünglich Arabisch geschrieben waren und dann Deutsch nachgedichtet wurden. Sie kamen ungeheuer gut an. Aber gerade diese begeisterte Aufnahme hat mich erschreckt. Ich hatte den Verdacht, dass der Enthusiasmus nicht den Gedichten galt, sondern dem Mann dahinter, also dem Exoten. Kann sein, dass es nicht ganz zutraf, aber dieser junge Mann, der etwas auf sich hielt, fällte plötzlich die Entscheidung, mit den gleichen Waffen zu kämpfen und selber Gedichte in Deutsch zu schreiben! Ich habe also deutsche Gedichte geschrieben, weil ich glaubte, damit den Stempel der Exotik von der Stirn abkratzen zu können. Ich habe am Anfang aus meinem deutschen Gedicht dann auch alles verbannt, von dem ich glaubte, es könnte auf diese Exotik hindeuten.

Heute bin ich mir nicht sicher, ob das richtig war. Man sagt oft, ich hätte mich durch das Schreiben in

»In meinem deutschen Gedicht bin ich vom Arabischen beeinflusst und umgekehrt auch. Das betrachte ich als Gewinn.«

zwei Sprachen verdoppelt. Qualitativ gesehen, ja. In meinem deutschen Gedicht bin ich vom Arabischen beeinflusst und umgekehrt auch. Das betrachte ich als Gewinn. Auf diese Weise ist vielleicht etwas mehr Emotionalität in mein deutsches Gedicht und ein wenig mehr Philosophie, Präzision und Dichte in mein arabisches Gedicht gelangt. Nur, es gibt auch eine Halbierung, in quantitativer Sicht. Diese Brüche, dieses ständige Hin- und Herpendeln, erzeugen manchmal auch Schwindel.

Wie sieht heute Dein Leben in Damaskus aus? Ist der arabische Alltag sehr anders als Dein Leben in Leipzig, wo Deine Familie lebt? Die Familie zieht es häufiger nach Damaskus.

Deine Frau Regina ist Arabistin und hat viel Literatur aus dem Arabischen ins Deutsche übersetzt. Es gab bei Dir immer dieses Dazwischen. Worin unterscheidet sich Dein arabischer von dem Leipziger Alltag?

Meine Aufenthalte in Damaskus sind immer kurz. Aus der Ferne verwischen sich die Konturen, man erkennt nur die Silhouette. Diese Verklärung verstärkt sich manchmal, wenn man in der Fremde Schwierigkeiten mit sich und anderen hat. Kürzlich war ich im syrischen Fernsehen - meine Frau konnte es in Leipzig live sehen. Dort habe ich eine ähnliche Frage mit einem Vergleich beantwortet: Hat man mit seiner Frau Krach, sehnt man sich nach seiner ersten Freundin. Die erste Geliebte wird fast immer verklärt - genauso ist es mit der Kindheit. Ich habe mir vorgenommen, einmal mehrere Monate in Damaskus zu verbringen, um zu sehen, ob und wie der Alltag meine Sicht verändert.

In einem Interview für eine arabische Zeitschrift wurdest Du gefragt, wie Du Dich selbst definieren würdest. Du wolltest Dich nicht festlegen und hast geantwortet: Ich bin der »Dichter Adel Karasholi«,



nicht mehr. Der Interviewer ließ nicht locker, und schließlich antwortetest Du: »In meinen arabischen Gedichten bin ich ein arabischer Dichter, und in meinen deutschen Gedichten bin ich ein deutschsprachiger Dichter«. Da liegt eine subtile Differenz dazwischen?

Gut beobachtet - ja, es stimmt. Ich kann nicht behaupten, ich sei ein deutscher Dichter, das wäre anmaßend. Denn es ist die frühe Kindheit, die den Menschen in seiner weiteren Entwicklung bestimmt, alle späteren Einstellungen werden durch diese ersten Jahre gesteuert, sie sind immer präsent. Die deutsche Sprache habe ich mit 24 Jahren zu erlernen begonnen. Als ich zum ersten Mal »Eiche« sagte, wusste ich noch nicht, wie eine deutsche Eiche aussieht. Erst durch das Wörterbuch erfuhr ich, aha! das ist eine Sindijana. Deshalb bin ich ein deutschsprachiger Lyriker und kein deutscher Dichter.

Du hast davon gesprochen, den Alltag in Damaskus richtig kennenlernen zu wollen. Verdichtet sich bei Dir die Sehnsucht, wieder ganz nach Syrien zurück-

Also sprach Abdulla zu mir
 Auf der Minze bewegt es sich
 Auf dem Felsen bewegt es sich
 Unter der Brücke bewegt es sich
 Dieses Licht der Liebe
 Und er sprach
 Die Minze erblüht in der Minze
 Der Fels ruht im Felsen
 Die Brücke dehnt sich aus in der Brücke
 Und in der Kindheit wurzelt die Wurzel
 Ich aber sprach
 Das Licht wirft mich in die Minze
 Die Minze lässt mich erblühen im Felsen
 Der Fels verwurzelt mich in der Brücke
 Und die Brücke dehnt sich aus
 Von Meridian
 Zu Meridian

- :: **Wie Seide aus Damaskus.** Gedichte (dt. Nachdichtungen von Rainer Kirsch, Heinz Kahlau und Klaus Steinhaußen). Berlin: Verlag Volk und Welt, 1968
- :: **Umarmung der Meridiane.** Gedichte. Halle/ Leipzig: Mitteldeutscher Verlag, 1978
- :: **Brecht in arabischer Sicht.** Berlin: Brecht-Zentrum der DDR, 1982
- :: **Daheim in der Fremde.** Gedichte mit Holzschnitten von Wolfgang Mattheuer. Halle/ Leipzig: Mitteldeutscher Verlag, 1984
- :: **Wenn Damaskus nicht wäre.** Gedichte. München: A 1 Verlag, 1992
- :: **Also sprach Abdulla.** Gedichte. München: A 1 Verlag, 1995
- :: **»wo du warst und wo du bist«.** Nachdichtungen arabischer Gedichte des palästinensischen Dichters Mahmoud Darwish. München: A 1 Verlag, 2004
- :: **Der Würfelspieler von Mahmoud Darwish.** Nachdichtung. München: A 1 Verlag, 2009

zukehren, verdichtet sich die Trauer, das Land verlassen zu haben – auch wenn das alles nicht mehr rückgängig zu machen ist?

Diese Frage ist bei mir völlig entschieden. Mein Urgroßvater Ibrahim ist etwa 1875 aus der Türkei nach Damaskus ausgewandert, wo er begraben ist. In Damaskus zeugte er meinen Großvater, mein Großvater zeugte meinen Vater, und mein Vater hat mich gezeugt. Ich weiß um meine kurdische Abstammung und leugne sie nicht, aber ich beherrsche leider die kurdische Sprache nicht. Innerlich bin ich ein arabischer Dichter. Ich bin in Damaskus aufgewachsen. Arabisch war meine Kindheitssprache. Dann kam ich nach Deutschland. Mein Vater hieß Suleiman, also der biblische Salomo, ich habe meinen Sohn nach meinem Vater genannt, und mein Sohn gab seinem Sohn einen Doppelnamen – Adel Falk –, die Vornamen seiner beiden Großväter.

Also was wäre dann mein Enkel oder Urenkel? Kurde, Araber, Deutscher? Und wie würde einmal meine Urenkelin heißen! Das liegt in den Sternen. Als ich das letzte Mal in Damaskus war, hat mein Bruder ganz

offen mit mir gesprochen: »Du bist jetzt über siebzig, wo willst Du beerdigt werden?«. Ich sagte ganz einfach: In Leipzig, neben meiner Frau.

Das ist ein schöner Abschluss, eines möchte ich dennoch fragen: Wenn Du zurückblickst auf all Deine Gedichte, deutsch oder arabisch. Welches Deiner Gedichte schätzt Du heute am meisten, welches ist Dir am nächsten?

Das ist ja die berühmte Gretchenfrage. Aber es gibt doch ein Gedicht, das ich immer sehr gerne lese, »Die Brücke« aus dem Band *Also sprach Abdulla*. Die Dialektik ist hier, glaube ich, metaphorisch umgesetzt. Es geht um eine Synthese, wie ich sie immer angestrebt habe: um die Einheitlichkeit alles Seienden und um die Kommunikation zwischen den Dualismen innerhalb dieser Einheitlichkeit, die liebend gestaltet werden sollte, nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern zwischen Kultur und Kultur, zwischen Menschheit und Natur.

::

Schreiben braucht die ganze Lebenszeit

Ein Besuch bei Terézia Mora

Von Silvia Overath

Es gibt nur noch das Schwimmbad mit dem schwefelhaltigen Wasser. Ihr Heimatort, sagt Terézia Mora, habe sich sehr verändert. Aber in diesem Schwimmbad, Ort ihrer Erzählung »Der Fall Ophelia«, mit der sie 1999 den Bachmann-Wettbewerb gewann, könne man immer noch ein bisschen planschen. Wie früher. Ja, sie schwimmt gerne, es fehlt ihr halt nur die Zeit.

Terézia Mora steht in der schmalen Küchenzeile ihres Büros am Prenzlauer Berg und wäscht Erdbeeren. Sie trägt Jeans und eine rotkarierte Bluse zum präzisen Mahagoni-Stufenschnitt. In einer kleinen Schale liegen Walnüsse, aus Ungarn von ihrer Großmutter. Terézia Mora ist in Sopron aufgewachsen, einem Dorf an der Grenze zu Österreich, ihr erstes Buch *Seltsame Materie* (1999) ist dort angesiedelt. Die zehn Geschichten dieses Erzählbandes handeln von bäuerlichen Existenzen im engen Raum von katholischen Familientraditionen und kommunistischen Arbeitsstrukturen. Es geht um das Gefangensein im eigenen Körper, um das Hinauswollen aus einer gewalttätigen und zugleich märchenhaften Welt.

Terézia Mora ist 1990 nach Berlin gekommen, und schon ihre erste Wohnung lag am Prenzlauer Berg. Sie hat Theaterwissenschaften und Hungarologie studiert und ein Drehbuchstudium an der Deutschen Film- und Fernseh-Akademie abgeschlossen. Kurzzeitig war sie Filmdramaturgin. Das sei nicht so gut gewesen, sagt sie. Vielleicht wollte sie selbstbestimmter arbeiten.

Heute ist Terézia Mora eine vielfach ausgezeichnete Autorin, mit Stipendien von Sylt bis New York. Nun ja, sagt sie, da gebe es eben Stipendien, die kein Mensch kenne, die aber sehr schön seien. Sie lacht, sie

sei viel unterwegs. Gerade suche sie neue Schuhe für die kommende Lesereise.

Sie war 26, als sie ihren ersten literarischen Satz schrieb. Sätze brauchen Zeit. Die Sprache zu finden braucht Zeit. Bei ihrer Poetik-Vorlesung in Tübingen hat sie davon gesprochen, dass ihr erster Roman *Alle Tage* in vier Jahren entstand. Drei Jahre habe sie nur Sätze geschrieben, die nicht brauchbar gewesen seien – »unzählige Nicht-Sätze, die ich geschrieben haben muss, bevor ich den ersten Satz schreiben kann«. Also gingen drei Viertel der Zeit für das Nicht-Wissen drauf, bis man sicher sein könne, welche Geschichte man erzählt und bis die Sprache zu dieser Geschichte da ist – wie lang drei solche Jahre des Schreibens vor dem Schreiben sein müssen.

Alle Tage lässt die Gewissenhaftigkeit einer Autorin spüren, die um eine pragmatische Seite des Kunstmachens weiß, die darüber spricht, dass Texte »gemacht« sind und auf eine ihnen eigene Art »funktionieren«. Der Protagonist dieses Großstadtr Romans, Abel Nema, ist ein Bürgerkriegsflüchtling und Zehn-Sprachen-Genie, der zur alltäglichen zwischenmenschlichen Kommunikation nicht fähig ist. Er hat seinen Geschmacksinn verloren und irrt in der namenlosen Metropole umher, versucht seine Faszination für junge Knaben zu verstehen und sich in eine Welt einzufinden, die ihn in Momenten von apokalyptischer Ekstase verstört. Seine Scheinehe mit der schönen, sehnsüchtigen Mercedes ist nicht von Dauer. Wenn diese Frau von der Liebe spricht, schwingt ein Ton der Vergeblichkeit mit: »Ich habe mich von Anfang an in etwas hineingesteigert und mich in jemanden verliebt, von dem ich



doch ahnte, dass er nichts anderes wollte, als um jeden Preis einsam zu sein. [...] Seine zehn Sprachen hat er auch nur gelernt, um einsamer sein zu können als mit drei, fünf oder sieben.«

»Versuch mal, was zu schreiben ohne Beschreibung«

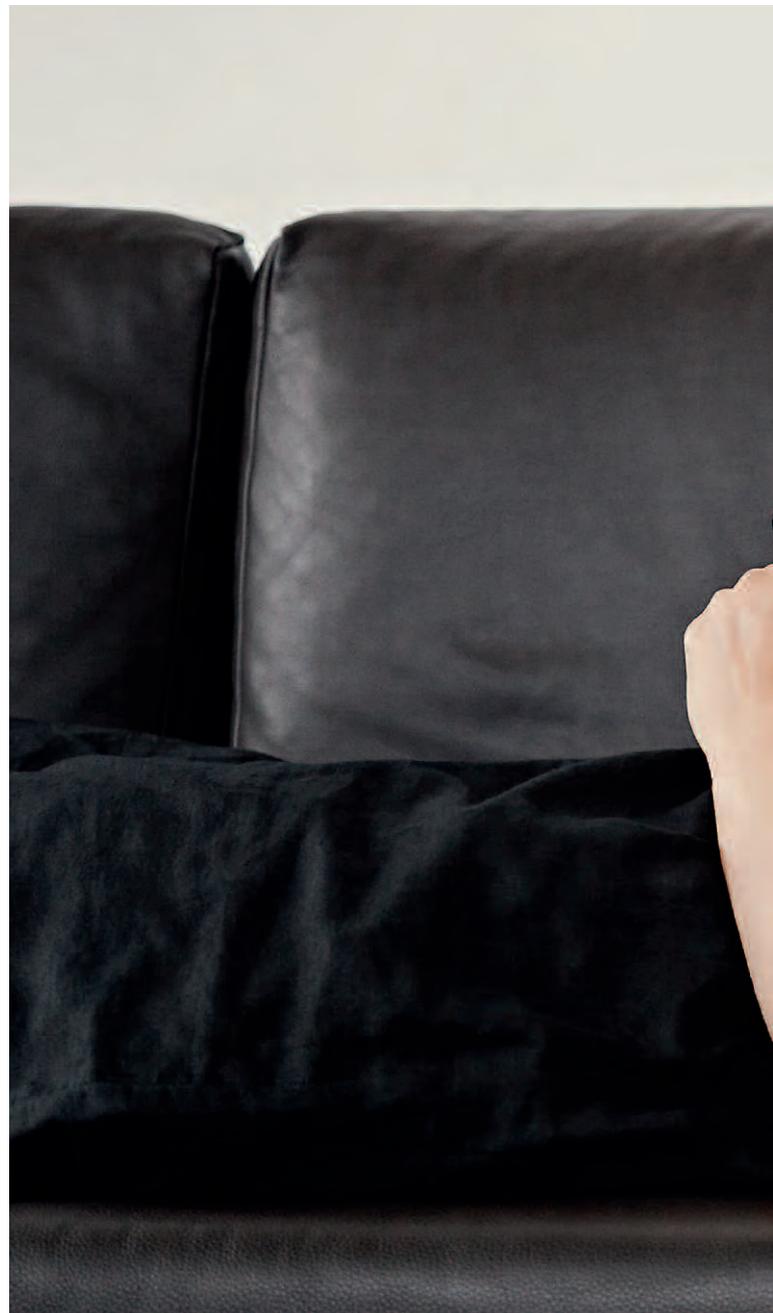
Terézia Mora schreibt mit zärtlicher Lakonie und brutaler Ehrlichkeit. Viele Stellen sind hart und manchmal schwer auszuhalten, weil die Sinnlosigkeit, die den Protagonisten umgibt, bisweilen auch den Leser ergreift. *Alle Tage* wurde zu einem Bestseller, obwohl der Roman stilistisch sehr anspruchsvoll gearbeitet ist. Die Perspektiven wechseln, die Zeitebenen springen, Figuren werden vorgestellt und zugleich kommentiert, als würde eine Erzählinstanz die Kontrolle verlieren. Diese Fehlen von sicheren Erzählstrukturen, diese genau konstruierten Unsicherheiten machen den Roman zu einem Spracherlebnis. Das Feuilleton entdeckte Vorbilder wie die Bibel, Melville, Joyce, Döblin, Johnson – Terézia Mora hat viel mehr: Literatur entsteht aus Literatur, und sie hat Schreiben aus der Männerperspektive erfahren. Auch ihr zweiter, im Sommer 2009 erschienener Roman *Der einzige Mann auf dem Kontinent* hat einen männlichen Protagonisten, Darius Kopp, und er erlebt als Mann Sex, Essen und Konsum natürlich anders als eine Frau.

Das Buch, das ihn eine Woche lang begleitet, beginnt mit einem Traum erotischer Paradiesanklänge: Darius sieht Frauenbrüste auf sich zukommen und Schamhaar in Form einer Palme. Im Unterschied zu Abel Nema lebt und liebt Darius Kopp gerne. Von Beruf ist er Vertreter für drahtlose Netzwerke, aber er verliert immer mehr die Sicherheiten seines Daseins: Die Firma, deren einziger Repräsentant im Inland er ist, scheint nicht mehr zu existieren, und seine Ehe mit Flora steckt in einer Krise. Darius ist aber nicht der Mann, der viel reflektiert.

Sie habe erst entdecken müssen, wie so ein Mensch denkt und fühlt, erläutert Terézia Mora, und habe nach einer Sprache gesucht, die genau zu diesem Protagonisten passe. Am Anfang habe sie damit experimentiert, ohne Beschreibungen zu arbeiten, aber das war nicht möglich: »Das geht nicht, versuch mal, was zu schreiben ohne Beschreibung.« Sprache zu reduzieren sei nicht einfach für eine Autorin, die, wie sie sagt, »so

barock veranlagt« sei. Aber ihr neuer Held ist »einfacher« als Abel Nema, darum ist es in diesem Roman auch die Sprache.

Beide, Abel und Darius, sind ihr 1998 eingefallen. Sie habe also beide Männer gleichzeitig kennengelernt. Dann habe sie erst Abels Geschichte geschrieben und ihn nach dem ersten Roman wieder loslassen müssen. Sie erzählt von Rom, von ihrem Villa Massimo-Stipendium im Jahr 2006, und davon, wie Abel Nema gehen musste. Was sollte da die eigene Rührseligkeit! Sie klingt fast ein wenig böse auf sich, als habe diese Trennung sie zu viel Zeit gekostet.



Terézia Mora geht durch ihr langgestrecktes, schmales Arbeitszimmer, in dem eine Seite die weißen Bücherregale einnehmen, auf ihnen Schwarz-Weiß-Fotografien von der Urgroßmutter und bunte Bilder von Mann und Tochter. Am Boden liegen eine Yoga-Matte und ein Bauchtrainer, an der Tür hängt ein weißes Schild im Baustellen-Format: »Jede Belästigung der fleißig arbeitenden Damen ist während der Arbeitszeiten verboten.« Und diese Arbeitszeiten hat sie, ihr Zeitplan ist strikt. Sie erinnert sich noch genau an die Abgabetermine ihrer drei Bücher. Der Vollendungsprozess jedes Buches wird akribisch im Kalender vor-

bereitet, und dieser Kalender ist auch jetzt bis zum Ende des Jahres durchgeplant. Zuspätkommen hasst sie: »Es geht nicht, dass man mir Zeit stiehlt!« Eigentlich, sagt sie, bräuchte man zum Schreiben ja hundert Prozent seiner Lebenszeit. Aber das sei natürlich unmöglich, lacht sie. Das Leben komme dem Text immer wieder dazwischen: »Wenn der Held ein Problem zu lösen hat, passieren trotzdem all die anderen Dinge weiter, die nicht der Lösung des Problems dienen, und doch erledigt werden müssen.« Und weil Schreiben etwas mit Konzentration und deshalb mit Organisation zu tun hat, legt Terézia Mora auch die Zeiten der

»Es geht nicht, dass man mir die Zeit stiehlt!«





Entspannung im Voraus genau fest: „Von da bis da ruhe ich mich aus.“

Darius, ihr neuer Held, sei da ganz anders, er könne gut in den Tag hinein leben, sie aber brauche die Sicherheit von Strukturen. Darius sei unfähig, seine Zeit einteilen zu können. »Und die Welt bietet sehr viel Zerstreung – wie soll man sich die vom Leibe halten?« Terézia Mora kann freundlich von der eigenen Lebensplanung sprechen und vom langen Zusammenleben mit ihren Figuren, die sie wie gute alte Freunde behandelt. »Ach weißt du, vier Jahre – da kann man schon jemanden kennenlernen.«

Neben den Helden ihrer Fiktionen gibt es einen einzigen realen Helden: Mehr als die Hälfte ihres Lebens ist Terézia Mora mit demselben Mann zusammen. In diesem Büro gehört ihm das andere Zimmer, am Glastisch zwischen den Räumen gibt er seine Computerkurse. »Da kann er seine Sachen an die Wand beamen.« Manchmal geht sie an diesem Glastisch vorbei, wenn gerade ein PC-Kurs ist, und manchmal sei das seltsam, weil beim Schreiben die Zeit so anders vergeht. Und auch sie lebt intensiv mit dem Internet, es sei gut zum Ausruhen, um andere Perspektiven zu sammeln. Und die Briefe, die sie sich wöchentlich mit einem Freund schreibt, seien natürlich Mails und würden nicht noch extra ausgedruckt: »Was soll denn diese Zeitverzögerung!«

Wenn die Schriftstellerin spricht, glaubt man manchmal, einen rauen Hauch in ihrer Stimme zu hören, wie die diskrete Ahnung eines Akzents, den es im

nächsten Satz gar nicht gibt. Sie hätte eigentlich nur eine Sprache, nicht zwei, und auf die Frage, in welcher sie träume, sagt sie, das beobachte sie nicht so genau. Für ihre Übersetzung des Monumentalwerks von Péter Esterházy, *Harmonia Caelestis*, wurde sie mit dem Jane-Scatcherd-Übersetzerpreis ausgezeichnet. Gerade übersetzt sie ein ungarisches Drehbuch. Das gehe fast im Lesetempo, und die Seite eines Drehbuchs sei genau so gut bezahlt wie die eines Romans. Man lerne immer von den Übersetzungen, natürlich auch von Esterházy, wie Bücher gemacht sind. Wenn sie nicht weiter weiß, holt sie sich Rat bei anderen Schriftstellern, schaut, wie die ein Problem gelöst, zum Beispiel einen Partydialog geschrieben haben. Denn darum geht es ja auch: »Man ist neugierig, was Literatur ist, was sie noch sein könnte.«

Wir verlassen das Büro in der ehemaligen Knopffabrik durch vier Innenhöfe und gehen zu einem thailändischen Restaurant. Hier ist das Essen schnell auf dem Tisch. Das mag sie. »Schau mal: Um die Mittagszeit kommen alle hierher, essen sich schnell voll und gehen dann wieder.«

Terézia Mora raucht nicht, trinkt keinen Alkohol und wartet ungern im Restaurant. Wenn Schreiben heißt, Lebenszeit aufzugeben, dann muss vielleicht die Zeit im Alltag freundlich unter Kontrolle gehalten werden. Aber bevor die Teller kommen, erzählt die Schriftstellerin von ungarischen Süßspeisen. ::

- :: **Seltsame Materie.** Erzählungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 1999 (Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg, 2000; Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Tb, 2000)
- :: **NULL.** Anthologie im Internet. Köln: DuMont Verlag, 1999
- :: »Der ungleichgültige Ort. So kam ich«. In: **New York – Berlin – Moskau.** Literaturmagazin 46. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2001
- :: **Alle Tage.** Roman. München: Luchterhand Literaturverlag, 2004
- :: **Der einzige Mann auf dem Kontinent.** Roman. München: Luchterhand Literaturverlag, 2009

Das Original und die Gefolgschaft

Über das Übersetzen

Von Zsuzsanna Gahse

Jedes Wort ist eine Übersetzung. Das ist für mich eine grundlegende Überlegung und auch einfach zu erklären.

Angenommen, jemand sieht einen dünnen Mann, der eilig am Fenster vorbeigeht. Das Bild ist klar: der Mann, die Eile, das Fenster, an dem jemand steht oder sitzt und zuschaut. Sobald man diese Situation beschreiben will, stehen mehrere Wörter zur Verfügung: Der Mann ist dünn, eher mager, klapperdürr oder ausgemergelt. Und was die Eile betrifft: Lläuft er, rennt er, flieht er? Welches Wort passt zu ihm am besten? Die Geschichte mit dem Fenster verdient ebenfalls eine Entscheidung, ob man sich nämlich als Zuschauer darstellen will oder unsichtbar bleibt. Bei solchen Überlegungen sucht man am laufenden Band die richtigen Wörter, also übersetzt man eine Idee, ein Bild in die Sprache.

Die Wortsuche geht so schnell und meist so automatisch, dass es einem nicht auffällt, was für eine Arbeit dabei bewältigt wird. Man sieht einen Tisch und sagt im Handumdrehen *Tisch*, sieht eine Frau, und im selben Augenblick weiß man, es handelt sich um eine *Frau*. Erst wenn die Frau näher dargestellt werden sollte, kommen vielleicht Bedenken auf, und dann beginnt die auffälligere Art der Wortsuche.

Während im Laufe der Jahrtausende unzählige Menschen in unzähligen brenzligen Situationen zahllose Frauen und Männer (oder Tische, nur zum Beispiel Altäre) und ganze Geschichten darzustellen versuchten, waren sie zwangsläufig auf der Wortsuche und fanden dabei neue Ausdrucksweisen oder veränderten den Sinn eines Wortes. Für die Veränderungen ist gerade das Wort *Sinn* ein gutes Beispiel. Ursprünglich hieß *Sinn*: eingeschlagener Weg, quasi die Fahrtrich-

tung. Jene, die mit auf dem Weg waren, waren das Gesinde. Das ist eine sinnvolle Erweiterung des Wortsinns, wie ich finde, auf alle Fälle kann man darüber nachsinnen.

Es steckt viel Lust, Zuneigung, Wut und List hinter den Wortfindungen. Die wirkliche Zuwendung zur Sprache ist (auch!) etwas Körperliches, Unmittelbares.

Im selben Sinn ist jede Übersetzung von einer Sprache in die andere zunächst etwas sehr Direktes.

Die Probleme zeigen sich allerdings schnell, schon mit dem *ausgemergelten* Mann rücken sie näher. Das gute deutsche Wort wird weder im Englischen noch im Französischen eine wirkliche Entsprechung finden, obwohl die drei Sprachen von ihrer Vergangenheit und von den kulturellen Hintergründen her einander nicht fern sind. Was aber mag »ausgemergelt« auf Chinesisch für Nebenbedeutungen haben?

All die Sinn-Wörter, zu denen auch *sinnlich* gehört, werden in einer anderen Sprache eine falsche Geladenheit haben, wenn sie ursprünglich nicht mit *Sinn* zusammenhängen.

In seinem Buch *Glanz und Elend der Übersetzung* (deutsch 1964, Ebenhausen bei München) hat der spanische Philosoph Ortega y Gasset eine lange Reihe ähnlicher Hindernisse beschrieben. Unter anderem: »Da die Sprachen in verschiedenen Landschaften und unter dem Einfluss unterschiedlicher Lebensumstände und Erfahrungen entstanden sind, ist ihre Inkongruenz ganz natürlich. Es ist zum Beispiel falsch anzunehmen, der Spanier nenne dasselbe ›bosque‹, was der Deutsche ›Wald‹ nennt; und doch behauptet das Wörterbuch, ›Wald‹ bedeute ›bosque‹.«

Einfacher wird die Sache nicht, wenn man die Wortebene verlässt und von ganzen Sätzen spricht. Bis alle Gliedmaßen eines Satzes, womöglich eines langen Satzes, in eine fremde Sprache gelangen, kann der Inhalt verrutschen, erst recht der Stil, die Sprachebene. Im Grunde geht bei jeder Übersetzung etwas schief, im besten Fall sind es Kleinigkeiten, die dem Original nicht folgen; man kann nicht insgesamt alle Aspekte eines wichtigen Werkes in eine fremde Sprache stülpen.

Shakespeare, Cervantes, Dostojewski oder auch García Lorca wurden wiederholt (auch) ins Deutsche übertragen, und im genauen Vergleich dieser unterschiedlichen Arbeiten bekommt man – quasi hinter den Übersetzungen – einen deutlicheren Blick auf das ursprüngliche Werk. Wollte man dabei die Übersetzer, die zu der Vielfalt beigetragen haben, nicht gegeneinander ausspielen, wären wir jetzt, in der Blütezeit der Neuübersetzungen, gut dran. Aber so gut wie immer wird die neueste Übersetzung gerühmt. Als seien die älteren Versionen überwunden. Man könnte meinen, es gäbe eine Evolution des Übersetzens, einen ständigen Fortschritt dieser Kunst. Und man könnte meinen, dass sich die Urteilenden ordentlich hinsetzen und die alten und neuen Übersetzungen wirklich vergleichen, was sich beim genaueren Hinschauen als Irrtum erweist.

Irgendwo in seinem kreuz und quer vernetzten Werk schreibt Péter Esterházy, dass er Shakespeare zwar nie im Original gelesen habe, Übersetzungen grundsätzlich nicht traue, sein Shakespeare ihm aber dennoch vertraut sei, und damit sagt er, dass das gute Original über alle Widrigkeiten, über alle Übersetzungen hinweg wirksam bleibt.

Anders wäre es auch nicht vorstellbar, dass Werke wie *Hamlet* oder *Don Quijote* oder der *Odysseus* seit Jahrhunderten die unterschiedlichsten Künstler in den unterschiedlichsten Sprachen (also in welchen Übersetzungen auch immer) angeregt haben.

»Eine niveaulose Versuchung ist keine Versuchung. Die wirkliche Versuchung ist erstklassig. Sie ist eine Herausforderung, eine Kraftprobe«, schreibt Péter Esterházy in seinem Roman *Das Buch Hrabals*.

Mit den Büchern, die ich bisher übersetzt habe, hatte ich fast jedes Mal solche erstklassigen Herausforderungen, also Glück; problematisch war aber ausgerechnet meine erste Übersetzung, die *Kleine Ungari-*

sche Pornographie von Péter Esterházy. (Von ihm habe ich am meisten übersetzt, darum tritt er in diesem Text so häufig auf.)

Die deutsche Version war 1986 erschienen, damals war Esterházy eher nur Insidern bekannt, ich war als Übersetzerin völlig unbekannt. Nicht, dass es mit dem Titel des Buches Probleme gegeben hätte, der ist hübsch herausfordernd, und die Initialen der drei Titelwörter haben sich schnell als KUP entpuppt, als die Kommunistische Partei Ungarns. Problematisch war, dass der Satzvirtuose Esterházy das erste Kapitel seines Buches durchgehend in einem kaputten Ungarisch verfasst hatte. Für den Leser des Originals war das Kaputte einleuchtend, denn in den Jahren der Diktatur hatte die Sprache gelitten, allmählich gab es Unmengen von abgedroschenen Wendungen und eine große Sprachlosigkeit. Mit Esterházy's verzerren Sätzen stand plötzlich die willkommene Frage im Raum, wie ein guter, freier Satz aussehen könnte.

Meinerseits wusste ich zunächst nicht, nach welchem System ich die deutschen Sätze verzerren sollte, und die plausibelste Möglichkeit war schließlich, das Deutsch durch die Logik der ungarischen Satzvorstellungen zu brechen.

Das klingt so:

»Es lebte einmal ein Polizist. Dieser Polizist hatte, und Gründe waren da, seinen Gummiknüppel geküsst. Nun gehören etwa Ihre ersten Gedanken dem Zweifel an: – Wie?! Und so etwas?! Unser Polizist in seinem ordentlichen Fall?

Jedoch warum auch nicht? – wäre unsere sedative Gegenfrage. Denn man nehme zur Kenntnis, unsere Polizei ist keine Anhäufung und nicht einmal ein Ansammelbecken unvollkommener Menschen ... Denn welcher ein Beruf ist das? Obgleich ein hehrer Beruf, ist er zeitraubend und in Ergänzung dazu auch gefährlich, kein Wunder also, dass dies die hohen Raten an Unverheirateten beziehungsweise Ledigen begünstigt.«

Diese merkwürdige Übersetzung wurde höflich übergangen, sicher meinten viele Rezensenten, ich hätte mich vertan. Wer sich trotzdem bis zum zweiten Kapitel vorwagte, konnte sich erholen, von da an waren die Sätze ordentlich, und im dritten Kapitel folgten nur noch Fragesätze. Zum Beispiel: »Nehmen Sie die Brille ab? Lassen Sie den Blödsinn? Wir wissen alles?«



Zsuzsanna Gahse ist geboren in Budapest, aufgewachsen in Wien, zur Schriftstellerin geworden in Stuttgart und zur Zeit lebt sie im Schweizer Kanton Thurgau. Mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis wurde sie 2006 ausgezeichnet. Seit Langem übersetzt sie aus dem Ungarischen und beschäftigt sich in Vorlesungen und Essays mit Fragen des Übersetzens.

Spätestens da begann Esterházy's Humor zu wirken. Für Ungeduldige zu spät.

Geblieden ist mir von dieser ersten Kraftprobe die gründliche Erfahrung, dass es um mehr als nur die richtigen Wörter geht, um mehr als nur die Sätze, und nicht nur die Gestimmtheit muss von einer Sprache in die andere hinübergerettet werden, es geht um viel mehr. Was dieses Mehr ist, zeigt sich bei jeder neuen Übertragung (wenn die Herausforderung erstklassig ist) von einer neuen Seite.

Auf alle Fälle ist eine Übersetzung, selbst, wenn es ein Kunstwerk sein sollte, nie das Original selbst. Die Übersetzung ist nie das Original. Wenn aber jedes Wort von vornherein eine Übersetzung ist: Wo steckt dann das Original? ::

(Auswahl)

- :: **Zero.** Prosa. München: List, 1983
- :: **Berganza.** Erzählung. München: List, 1984. NA München, Serie Piper, 1987
- :: **Abendgesellschaft.** München: Piper, 1986
- :: **Liedrige Stücke.** Leonberg-Warmbronn: Keicher, 1987
- :: **Stadt · Land · Fluß.** Geschichten. München: List, 1988
- :: **Einfach eben Edenkoben.** Klagenfurt/Salzburg: Wieser, 1990
- :: **Hundertundein Stilleben.** Prosa. Klagenfurt/Salzburg: Wieser, 1991
- :: **Nachtarbeit.** Prosa. Leonberg-Warmbronn: Keicher, 1991
- :: **Essig und Öl.** Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1992
- :: **Übersetzt.** Eine Entzweiung. Hrsg. vom LCB/DAAD. Berlin: Aufbau Verlag, 1993
- :: **Passepartout.** Prosa. Klagenfurt/Salzburg: Wieser, 1994
- :: **Kellnerroman.** Prosa. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1996
- :: **Wie geht es dem Text?** Bamberger Vorlesungen. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1997
- :: **Nichts ist wie oder Rosa kehrt nicht zurück.** Roman. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1999
- :: **Calgary. April 1997.** Mit einer Zeichnung von Christoph Rütimann. Leonberg-Warmbronn: Keicher, 2000
- :: **Kaktus haben.** Buchobjekt mit einem Siebdruck von Christoph Rütimann. Altdorf: Edition Nyffeler & Wallimann, 2000
- :: **durch und durch.** Müllheim/Thur in drei Kapiteln. Wien: Edition Korrespondenzen, 2004
- :: **Blicken.** Mit Klaus Merz. Bild-Lyrik-Projekt von Nikolaus Lenherr. Alpnach Dorf: Verlag Martin Wallimann, 2004
- :: **»Im übersetzten Sinn/Vom literarischen Übersetzen«.** Die Horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Heft 218. Hrsg. von Zsuzsanna Gahse. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW, 2005
- :: **Instabile Texte/zu zweit.** Wien: Edition Korrespondenzen, 2005
- :: **Oh, Roman.** Prosa, Wien: Edition Korrespondenzen, 2007
- :: **Erzählinself.** Reden für Dresden. Dresden: Thelem Verlag, 2009

»Nichts ist selbstverständlich bei einer Sprache, die man nicht von der Mutter lernte.«

Péter Esterházy bei der Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises an Zsuzsanna Gahse in München 2006. Er hielt dort die Laudatio auf die Schriftstellerin und Übersetzerin zahlreicher seiner Bücher. 2009 erschien seine Erzählung *Keine Kunst* (übersetzt von Terézia Mora) im Berlin Verlag.

Ein Interview mit Péter Esterházy

Die Fragen stellte Klaus Hübner

Péter Esterházy, Sie sind einer der bekanntesten europäischen Schriftsteller der Gegenwart. Wie recht viele Ungarn beherrschen Sie mehrere Fremdsprachen, unter anderem auch Deutsch. Haben Sie schon einmal daran gedacht, in einer fremden Sprache literarisch zu schreiben? Haben Sie das sogar schon gemacht? Und wenn nein: Warum eigentlich nicht?

Beherrschen tu ich nicht einmal das Ungarische. Mal beherrsche ich die Sprache, mal sie mich. Ich kann nur sprechen auf Deutsch, oder eher nur schwätzen, schreiben auf keinen Fall. Ich habe nur eine sachliche und nicht die nötige leidenschaftliche Beziehung zur deutschen Sprache. Also ich habe nie daran gedacht. Aber ich kam in Versuchung. (Wie das so üblich ist...) Als ich 1980 ein Jahr lang mit einem DAAD-Stipendium in Berlin lebte, fand ich diese fremdsprachliche Umgebung sehr störend, irritierend, sogar bedrohlich. Ich musste mit diesen fremden und aggressiven Wörtern etwas anfangen. Also habe ich deutsche Texte genom-

men und die habe ich – was habe ich gemacht? Vielleicht könnte man sagen: Ich habe sie manipuliert. Ein bisschen avantgardistisch war das, fürchte ich. Für mich war das interessant, aber es kam nichts Gescheitertes heraus. Wie ich zu sagen pflege: Ich höre die deutschen Sätze und Wörter nicht richtig – ich habe ungarische Ohren. Darüber könnte ich noch wirklich lang (in concreto: unendlich) sprechen.

Gibt es Autoren, deren Literatursprache das Ungarische ist, obwohl sie in einer anderen Sprache aufgewachsen sind? Für die also Ungarisch eine Fremdsprache ist oder war? Oder kommt ein solches Schreiben nur in typischen Einwanderungsgesellschaften vor?

Ich würde eher sagen, sogenannte große Länder haben diese Anziehung oder Lockungskraft. Also Ungarn eben nicht. Eine Ausnahme kenne ich, ein Franzose, Marc Martin Mark, er schrieb ein ziemlich geniales (ungarisches) Buch, in dem sogar die ungarischen



sche Sprache der Protagonist ist. Das Buch ist auch ein Kampf gegen unser ungarisches Selbstbild: dass nämlich das Ungarische ganz außergewöhnlich sei, Kultur und Sprache ebenfalls, ein Geheimnis, für Fremde natürlich nie verstehbar und so weiter. Ein wirklich schönes, leidenschaftliches Buch. Er spielt auch mit der Sprache, mal gelingt ihm das, mal nicht, und das wirft Fragen auf, die auch bei Chamisso-Autoren da sind. Was ist zum Beispiel bewusste Ungeschicklichkeit und was ist Fehler? Wenn wir von den Normen abweichen, und das tut fast jeder Schriftsteller, geschieht das aus Sprachouveränität oder aus Sprachmangel? Manchmal ist das schwer zu beurteilen und ich glaube, dass ein «Fremder» da schneller ein negatives Urteil erfährt. So sagt man das nicht auf Ungarisch, das sagt mir niemand, das traut sich niemand. Wohl aber sagt man es einem Franzosen, der fantastisch Ungarisch spricht – wahrlich ein Wunder, wo doch unsere Sprache bekanntermaßen die schwerste der Welt ist.

Adelbert von Chamisso oder Vladimir Nabokov, Joseph Conrad oder Elias Canetti sind heute weltberühmte Schriftsteller. Was bringt es für das Verständnis ihrer Werke, wenn man immer wieder auf ihre sprachlichen und kulturellen Wurzeln hinweist?

Manchmal nichts. Aber manchmal bekommen wir eine Erklärung, was Themen, sprachliche Verfahren oder Sprachbewusstsein betrifft.

Nicht alle, aber doch einige Chamisso-Preisträger wollen ganz einfach als deutschsprachige Autoren wahrgenommen und nicht immer wieder auf ihre andere Muttersprache oder ihre kulturelle Herkunft aus einem anderen Land angesprochen werden. Verstehen Sie das? Was halten Sie von dieser Position?

Das Gegenteil war für mich die Frage. Ich dachte nämlich ganz einfach, deutsche Schriftsteller sind die, die Schriftsteller sind und auf Deutsch schreiben. Dementsprechend sind alle Chamisso-Preisträger deutsche Schriftsteller. Aber sagen wir: Artur Becker definiert sich als polnischer Schriftsteller. Was dann? Ich würde sagen, er ist doch »nur« (oder nur) ein deutscher Schriftsteller, der aber sich bei polnischen Namen besser auskennt als, um ein Beispiel zu nennen, Goethe. Goethe ist dann wiederum in Farbenlehre besser. Andere haben anderes Wissen, sie kennen sich zum Beispiel gut bei linkshändigen Frauen aus oder beim Billard, so etwa zwischen neun und zehn Uhr.

Warum werden deutschsprachige Literaten, die mit einer anderen Kultur verbunden sind, häufig als Experten für ihre frühere Heimat angesehen – oft auch für eine Region, die niemals ihre Heimat war? Warum fragt man den seit langem in Kiel lebenden Feridun Zaimoglu über die aktuelle türkische Innenpolitik aus? Warum muss der Münchner Chamisso-Preisträger SAID Fragen zur Lage in Teheran beantworten? Muss das so sein?

Das ist ein logischer Irrtum. Fragen Sie Zaimoglu über türkisches Essen oder über die Knöchel türkischer Frauen oder die Nasen der Männer – dann werden Sie nicht enttäuscht. Und nebenbei: Ist die deutsche Innenpolitik für sonstige deutsche Schriftsteller ein bekanntes Feld?

Ist für Autoren, deren Muttersprache Ungarisch oder Japanisch oder Französisch ist und die später, warum auch immer, auf Deutsch schreiben, die Muttersprache ein Gewinn, ein Vorteil, ein Plus?

Worin besteht dieses Plus? Oder ist die andere Muttersprache manchmal auch ein Hindernis?

Ich würde sagen, eher ein Vorteil, ein Plus. Dieses Hin und Her zwischen den Sprachen ist, glaube ich, eine nützliche, sogar eine schöne Erfahrung. Natürlich macht das die Arbeit nicht leichter, manchmal sogar schwerer, aber diese Schwere gehört sowieso zur Arbeit, einerseits, und andererseits wird diese Arbeit dadurch reicher. Nichts ist selbstverständlich bei einer Sprache, die man nicht von der Mutter lernte. Das kann den einen verkrampfen, den anderen kann es zum bewussten Sprachgebrauch und somit zu einer neuen Freiheit führen.

In Deutschland sprechen wir heute gerne von »inter- oder transkultureller Literatur«, auch von »Chamisso-Literatur«. Früher gab es Bezeichnungen wie »Gastarbeiterliteratur«, »Ausländerliteratur«, »Migrantenerliteratur« oder »Literatur der Migration«. Braucht das Phänomen einen Namen? Oder ist es dafür viel zu vielfältig?

Ohne Namen geht es nicht. Wenn es etwas gibt, dann hat das auch einen Namen. Wenn nicht, ist das ein Zeichen der Unsicherheit oder Unwissens, also da stimmt etwas nicht. Zum Beispiel hat man in Ungarn kaum einen Namen für die Zeit vor 1990, Kádár-Zeit, Zeit der Diktatur – zu viele Namen. Aber tatsächlich ist das Phänomen vielleicht viel zu vielfältig – dann geht es nur ohne Namen.

Die von Ihnen herausgegebene Anthologie *Lichterfeste, Schattenspiele* versammelt Originalbeiträge von fast 40 Chamisso-Preisträgern. Waren Sie überrascht über die Vielfalt der Texte, die da auf Ihren Schreibtisch kamen?

Eigentlich (na ja: eigentlich) nicht. 40 Texte sind immer vielfältig, sozusagen per definitionem, oder aber ganz schlecht.

»Chamisso-Preisträger erzählen« lautet der Untertitel dieser Anthologie. Doch Essays und vor allem Gedichte finden sich dort auch. Verstehen Sie Essay und Lyrik als eine andere Art des Erzählens?

Ehrlich gesagt, nein. Oder nur ab jetzt. Sonst wäre der Titel ungenau. Natürlich, in weiterem Sinne erzählt uns alles etwas, auch ein Bild, ein Musikstück, eine Bewegung. Manchmal sogar eine Anthologie.

Am 2. November soll die Anthologie im Stuttgarter Literaturhaus erstmals öffentlich präsentiert werden. Werden Sie dabei sein?

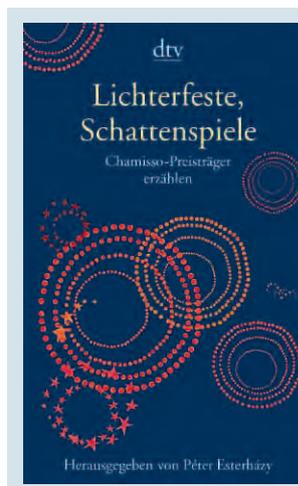
Ja.

***Lichterfeste, Schattenspiele* gibt einen guten Überblick über das gegenwärtige »interkulturelle« Schreiben in deutscher Sprache. Wohin könnte sich diese Literatur entwickeln? Wird sie in 20 Jahren ganz anders aussehen?**

Keine Ahnung, da müsste ich eine Vision von Europa haben, was die Roundtable-Gespräche immer verlangen. Aber ich habe keine.

Mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ehrt die Robert Bosch Stiftung seit 1985 herausragende literarische Leistungen Deutsch schreibender Autorinnen und Autoren, deren Muttersprache oder kulturelle Herkunft nicht die deutsche ist. Der Preis ist der einzige seiner Art in Deutschland. In Frankreich oder Großbritannien gibt es seit langer Zeit ganz ähnlich ausgerichtete Literaturpreise. Sind solche Preise sinnvoll? Warum?

Alle Preise, die ein Prestige erreichen, die also »gut« sind, sind sinnvoll. Das ist aber schwer zu erreichen, es gibt immer etwas Geheimnisvolles dabei. Es reicht nicht, Geld zu haben, um intelligente Entscheidungen zu treffen. Man muss auch Glück haben. Ich bin ein richtiger Fremder (wie ich es in Österreich gehört habe: »Wos waas a Fremda?!«), trotzdem wage ich zu behaupten: Der Adelbert-von-Chamisso-Preis hat dieses Glück. ::



Lichterfeste, Schattenspiele.
Chamisso-Preisträger erzählen.
Herausgegeben von Péter Esterházy. Deutscher Taschenbuch Verlag, München.
November 2009. 320 Seiten,
9,90 Euro



Die Zukunft im Handschriftenarchiv

Adelbert von Chamissos Nachlasspapiere in der Berliner Staatsbibliothek sind ein ungehobener Schatz

Von Michael Bienert

Die russischen Bibliothekare sind sehr behutsam mit dem Nachlass des deutsch-französischen Dichters, Forschers und Weltreisenden Adelbert von Chamisso umgegangen. Seine Briefe und Manuskripte, seine Notizbücher und Urkunden strandeten nach dem Zweiten Weltkrieg als herrenloses Kulturgut in der Moskauer Leninbibliothek. Offiziere der Roten Armee hatten sie in einem Außendepot der Preußischen Staatsbibliothek bei Meißen sichergestellt, wo sie seit 1941 zum Schutz vor den Bombenangriffen auf Berlin lagerten. Bis heute stecken Chamissos Papiere in Archivmappen aus verbleichender blauer Pappe, versehen mit kyrillischen Stempeln und schnörkeligen Schriftzügen. In Moskau wurde der Nachlass neu verpackt, mit Nummern versehen und katalogisiert. Die Sowjetunion gab ihn 1957/58 an die Deutsche Staatsbibliothek in Ost-Berlin zurück.

Heute verwahrt die wiedervereinigte Staatsbibliothek in Scharoun's modernem Bau am Kulturforum die Papiere Chamissos. Während in den lichten, großzügigen Bibliotheksbereichen mit den gedruckten Büchern oft kein Sitzplatz zu bekommen ist, sind hoch oben im kleinen Handschriftenlesesaal meistens Plätze frei. Das erste, was man dort ausgehändigt bekommt, wenn man sich für Chamisso interessiert, ist ein gebundenes fotokopiertes Exemplar der in Moskau getippten Rückgabeliste. Es verzeichnet den Inhalt von 35 Archivkäs-

ten. Aufeinandergestapelt wäre der Turm mit Chamissos Nachlass vier Meter hoch.

»Das einzige, was immer wieder angeschaut wird, sind die Briefe«, bedauert Jutta Weber, die für Nachlass zuständige Mitarbeiterin der Staatsbibliothek. »Aber der Nachlass Chamissos ist nicht nur sehr umfangreich und vollständig, sondern steckt auch voller rätselvoller Dinge.« Die Bibliothekarin hat zwei altertümliche Folianten in ihr kleines Büro bestellt, einen historischen Erwerbungs- und einen Nachlasskatalog. Sie vergleicht die abweichenden Nummern der Rückgabeliste mit dem älteren Bestandverzeichnis der Bibliothek: Demnach scheint auf der Reise der Papiere von Berlin nach Moskau und wieder zurück kein einziger Zettel verloren gegangen zu sein.

Aus dem Erwerbungskatalog geht hervor, dass die Staatsbibliothek den Nachlass 1937/38 von einer Nachfahrin, einer Frau Hedwig von Chamisso aus Seefeld, bei Stargard für 6000 Mark gekauft hatte. Jutta Weber wusste gerne, warum sich die Familie in der Nazizeit von diesem Erbe getrennt hat, denn darüber geben die Unterlagen keine Auskunft, obwohl Chamissos Nachlass für die Bibliothek eine bedeutende Erwerbung sein musste. Im 19. Jahrhundert gehörte Chamisso zu den vielgelesenen Lyrikern, seine Erzählung von Peter Schlemihls verlorenem Schatten ist bis heute ein Stück Weltliteratur. Er stand in Briefkontakt mit romanti-



schen Zeitgenossen wie E. T. A. Hoffmann, Alexander von Humboldt oder Hans Christian Andersen. Der Dichter, Weltreisende, Natur- und Sprachforscher mit französischen Wurzeln war in vielerlei Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung, entsprechend ungewöhnlich ist sein Nachlass.

Neben der französischen Taufurkunde des Grafensohns enthält er zahlreiche Dokumente zur Geschichte der Familie, die vor der Französischen Revolution nach Preußen fliehen musste: Kästen voller Briefe, aber auch Urkunden und Pässe der Mutter und des Bruders Prudent, der – so eine handschriftliche Randnotiz im Bestandsverzeichnis – im Jahr 1796 in der Spree ertrank. Rund ein Dutzend großformatiger Pässe in deutscher, russischer und französischer Sprache hat Adelbert von Chamisso zur Erinnerung an eigene Reisen aufbewahrt. Ähnlich prachtvolle Urkunden belegen seine Mitgliedschaft in vielen wissenschaftlichen Gesellschaften; man findet aber auch zauberhaft gestaltete sechseckige Eintrittskarten für das naturhistorische Museum in Paris. Vom Studium an der Berliner Universität hat Chamisso nicht nur die Immatrikulationsbescheinigung und das Doktordiplom aufgehoben, sondern auch Notizhefte über Zoologie, Mineralogie, Anatomie, Physik und mehrere Sprachen. In den Unterlagen über seine Anstellung am Botanischen Garten im Berlin findet sich sogar ein exakter Grundriss seiner Dienstwohnung.

Vor Erfindung der Fotografie musste ein Naturforscher zeichnen können. Daher stößt man in den Notizbüchern und Loseblättern Chamissos auf Skizzen von Pflanzen, Tieren und Kartenentwürfe. In manchen Kladden geht alles bunt durcheinander: Ein schmales Notizbuch aus Kasten 34 ist deutsch und russisch mit »Briefjournal 1810–12« beschriftet, steckt aber voller Überraschungen. Vorn im Umschlag klemmt ein transparenter Umschlag mit einer gepressten Blume, die Chamisso vor etwa zweihundert Jahren eigenhändig gepflückt hat. Auf den ersten Seiten des Büchleins sind säuberlich Briefeingänge und -ausgänge mit Tinte aufgelistet, auch mit wem er an manchen Tagen gesprochen hat. Mittendrin fallen plötzlich karikaturistische

Zeichnungen von zwei Köpfen auf, daneben der Grundriss einer Kirche im württembergischen Welzheim. Was mag der Anlass gewesen sein, diese Dinge im Bild festzuhalten?

Das fleckige Notizbuch mit der Nummer 1 muss Chamisso einmal rund um die Welt begleitet haben. 1815 bis 1818 nahm er als Naturforscher auf einem russischen Expeditionsschiff an einer Weltumseglung teil. »Kakine pu po roa kava mono roa marmure ...« – unverständliche Wörter bedecken die ersten Seiten der





Schrift kündigt vom Scheitern des großen Wörterbuchprojekts. Man zieht ein Papierstreifen heraus und liest »i reo la mahope / am jüngsten Tag / Joh. II 24«. Beim vorsichtigen Hantieren mit den Wörterzetteln rascheln und knarzen die alten Papiertüten so durchdringend, dass sich sämtliche Benutzer im Handschriftenlesesaal stirnrunzelnd nach dem ratlosen Chamissoforscher umdrehen.

Das poetische Werk ist in allen denkbaren Aggregatzuständen im Nachlass dokumentiert: Als zarte Bleistiftspur in Notizbüchern, worin Chamisso einzelne Verse oder Strophen notierte, als Zeitungsdruck, als Buchmanuskript mit Verlagsverträgen, Verlagskorrespondenz und Anweisungen an die Setzer. Als verlässliche Reinschriften gelten die Gedichtfassungen in den vier »Hausbüchern«. Die in Leder gebundenen Kladden mit leeren Seiten stecken in Kasten 32 des Nachlasses. Beim Buch Nummer 2 kommt unter dem bläulichen Papier, in das es die Moskauer Bibliothekare eingeschlagen haben, ein edler roter Ledereinband mit Goldprägung zum Vorschein. »A. v Ch.« steht vorn auf dem Deckel – man kann davon ausgehen, dass der Dichter die Buchbindearbeit selber veranlasst hat. Auf dem Buchrücken allerdings steht in feinen Goldbuchstaben: »Herbarium«. Hat der Dichter Chamisso dem Botaniker einen Blindband entwendet und für seine Zwecke umfunktioniert? Oder handelt es sich um eine bewusste Entscheidung, die Gedichtsammlung für den Hausegebrauch als »Herbarium« zu beschriften? Dafür spräche das Dichtungsverständnis Chamissos. »Es gibt des Kornes wenig, viel der Spreu: Ich pflückte Blumen, sammelte nur Heu«, heißt es im ersten Gedicht des Hausbuches, das sich auch in einer gedruckten Sammlung seiner Gedichte findet: »Ich habe darin zu eigener Lust die Blüten meines Lebens sorgfältig eingelegt und aufbewahrt, während die Zweige verdorrten, auf denen sie gewachsen sind.«



Der Nachlass Adelbert von Chamissos ist wunderbar vollständig, in gutem Erhaltungszustand, brauchbar geordnet und allgemein zugänglich, aber dennoch weitgehend unerforscht. Die Handschriftenhüterin Jutta Weber teilt diesen Eindruck und würde den Nachlass gerne feiner erschließen, ihn genauer katalogisieren und die Verpackung aus Sowjetzeiten durch garantierte säurefreie Mappen ersetzen. Doch der Umfang und die Komplexität lassen es nicht zu, diese Aufgabe im laufenden Bibliotheksbetrieb nebenbei zu erledigen.

Chamissos Nachlass ganz oder teilweise zu digitalisieren und ihn via Internet weltweit verfügbar zu machen, wäre ein Weg, diesen kulturhistorischen Schatz zu heben. Der Wert der einzelnen Aufzeichnungen ist nur einschätzbar, wenn man mehrere Sprachen beherrscht, sich in Botanik, Zoologie, Geologie und Wissenschaftsgeschichte auskennt. Da kaum ein Philologe ein so umfassendes Hintergrundwissen mitbringt, wäre Chamissos Nachlass ein lohnender Forschungsgegenstand für eine interdisziplinäre Forschergemeinschaft. Solch eine weltweite Community würde sich um den via Internet verfügbaren Nachlass vermutlich ganz von selbst bilden. Es wäre überdies vorstellbar, den schriftlichen Nachlass aus der Staatsbibliothek in einer Internetdatenbank virtuell mit anderen Sammlungsbeständen zusammenzuführen – etwa mit den Mineralien und ausgestopften Tieren, die Chamisso von seiner Weltreise mitbrachte und die heute im Berliner Naturkundemuseum lagern, oder seinem Herbarium, das der russische Staat ankaufte und bis heute in St. Petersburg verwahrt. Der Aufwand würde sich lohnen, denn Chamisso ist ein Dichter und Forscher von weltweiter Bedeutung geblieben. Seine Forschungs- und Reiseberichte gelten in den Ländern, die er besucht hat, als wertvolle kulturhistorische Quellen. Der Wahlpreuße mit französischen Wurzeln, der Wanderer zwischen den Kulturen, der botanisierende Poet und dichtende Naturforscher ist eine hochaktuelle Figur in einer Zeit, in der ein globales, grenzüberschreitendes Denken immer wichtiger wird. ::

(Abbildungen mit freundlicher Genehmigung der Staatsbibliothek zu Berlin/Preußischer Kulturbesitz, Handschriftabteilung. Quelle: Nachlass Adelbert von Chamisso)



Willkommen in Rulish!

Über »Schulhausroman«, ein Schreibprojekt für Jugendliche

Von Richard Reich

Als langjähriger Redakteur der *Neuen Zürcher Zeitung* war ich, was die deutsche Rechtschreibung betrifft, stockkonservativ. Zum Beispiel hörte ich trotzig auf, das Wort »aufwendig« zu benutzen, sobald es nach Duden »aufwändig« hieß. Doch dann begann ich vor fünf Jahren mit Jugendlichen zu arbeiten, und alles wurde anders. In der Volksschule lernte ich, dass Sprache – oh Schreck! – etwas Lebendiges ist. Junge Türcinnen, Kosovo-Albaner brachten mir Bildungsbürger bei, dass es sich beim Terminus Rechtschreibung im Grunde um eine »contradictio in se« handelt. Denn was gestern

richtig war, ist heute wahrscheinlich schon wieder veraltet. Natürlich sagte der Kosovare, an den ich dabei denke, nicht: »contradictio in se«. Sondern er sagte: »Mann, das schreibt man einfach so, klar?!« Ich nickte brav und schreibe seither – bis auf Widerruf – auch: »oké« statt »okay«. Oder: »Zürisch« statt »Zürichdeutsch«. Und ich weiß, dass ein »Breitling« nicht notwendigerweise eine Nobel-Uhrenmarke ist, sondern manchmal auch ein Kasten von einem Mann, selbst wenn der Duden nichts davon wissen will, lahm wie er ist, veraltet, noch bevor die Druckerschwärze abtrocknet.



Schnell befindet man sich inmitten einer energiegeladenen Familiengeschichte.

Ein Projekt – aus purer Not geboren

Vor ein paar Jahren machte ich mich, mein erstes Buch im Gepäck, auf eine Lesereise durch Schulen in Stadt und Kanton Zürich. Das funktioniert in der Schweiz so: Die Lehrerinnen und Lehrer bekommen vom Bildungsministerium ein Programmheft mit gegen hundert Köpfen zugeschickt, dort können sie Kreuzchen machen, dann wird der entsprechende Dichter oder die Dichterin zum gewünschten Zeitpunkt frei (Schul-)Haus geliefert. Man verbringt zwei Lektionen zu 45 Minuten miteinander, meistens halb Lesung, halb Diskussion oder eher Fragestunde: »Herr Schriftsteller, wie viel verdienen Sie?« »Wie schwer sind Sie?« »Wie lang brauchen Sie für ein Buch?« »Warum sind Sie nicht lieber Fußballer geworden?«

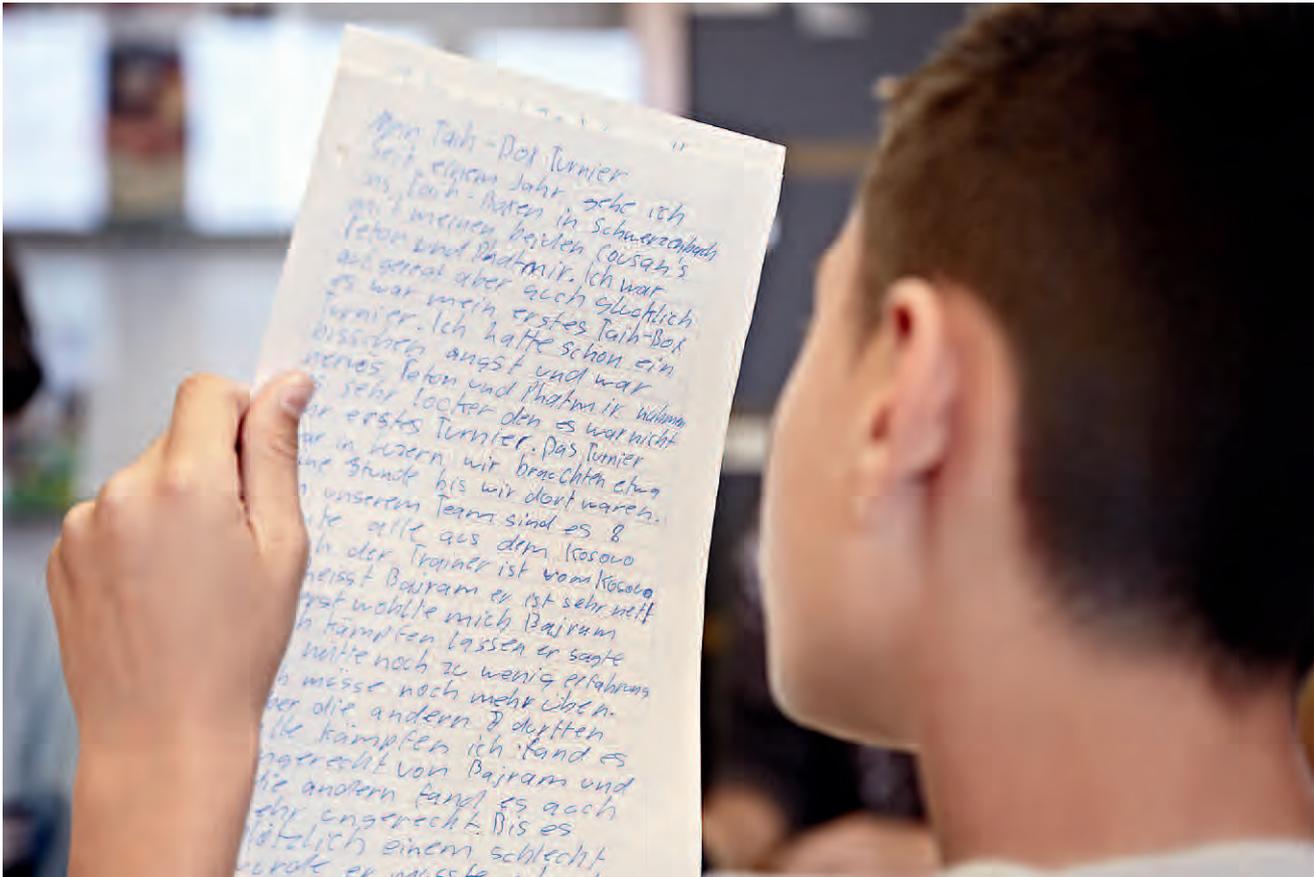
Sport ist heute, man weiß es, einer der großen Door-Opener zu den Seelen der Jugend, mindestens der männlichen. Und weil es in meinem ersten Buch diverse Sportgeschichten gibt, wurde ich von den Lehrern eifrig bestellt. Drei Dutzend Stationen standen auf meiner Reiseroute, quer durch die ländliche Prärie von Affoltern, Brüttsellen, Dietikon via Fischenthal bis Zürich-Schwamendingen. Dagegen sind Delmenhorst und Altötting Metropolen.

An einem Herbstmorgen betrete ich, es ist 8.10 Uhr, ein Klassenzimmer voller 15-Jähriger. Ich grüße, stelle mich vor, beginne mit einer Fußballstory, die überall funktioniert. Überall, außer hier. Die Jugendlichen starren mich wohlwollend, aber fassungslos an. Sie zucken zwar mit den Mundwinkeln, wenn Begriffe

wie »Beckham« vorkommen, sonst verstehen sie offenbar kein Wort.

Jene zwei Lektionen wurden die längsten 90 Minuten meines Dichter- und Sportlerlebens. Ich hatte ein Publikum vor mir, aber nichts zu bieten. Ich, der ich überzeugt gewesen war, durchaus zu wissen, wie die »heutige Jugend« tickt, musste feststellen: Ich habe keine Ahnung. Schlagartig sah ich meine Texte mit anderen Augen. Das waren keine Sportgeschichten, sondern selbstreferentielle Humoreksen voller Anspielungen und Codierungen, die nur versteht, wer in einem bildungsbürgerlichen Kontext sozialisiert worden ist. Und das waren sie definitiv nicht, diese zwei Dutzend pubertierenden Jugendlichen der schweizerischen Postmoderne. Vielmehr waren es ausnahmslos Schülerinnen und Schüler mit einem sogenannten »bildungsfernen« beziehungsweise »multikulturellen Hintergrund«, bei denen man (wie ich später herausfand) zum damaligen Zeitpunkt bestenfalls drei Personen der Weltgeschichte wirklich voraussetzen konnte: Bush, Bin Laden, Beckham. Plus, bei den Mädchen, Paris Hilton. Aber sicher nicht Schiller, Tell oder Maria Stuart.

Die Katastrophe wiederholte sich. Wo ich hinkam, nichts als Unverständnis. Aus purer Panik funktionierte ich die Dichterlesung in Medienkunde um, erzählte von meinem früheren Beruf als Journalist und begann zur Illustration die Jugendlichen zu interviewen: Wer bist Du? Was machst Du? Was magst Du? etc. Weil ich dafür ein professionelles Aufnahmegerät einsetzte, nahmen sie den Vorgang ernst, was nicht heißt, dass sie keinen Widerstand geleistet hätten. Die meisten verweigerten, wie für diese Altersstufe typisch, zunächst



Unter dem Deckmantel der Literatur kann man von sich selbst erzählen.

jede echte Auskunft über ihre Person, aber das war ich von anderen Interviews gewohnt. Seit einem Podiumsgespräch mit der rumänisch-deutschen Schriftstellerin Herta Müller weiß ich, wie man flüchtige Gesprächspartner dingfest macht: indem man sie statt nach abstrakten Zielen, Wünschen usw. nach konkreten Dingen fragt, die ihr Leben, ihren Beruf und damit indirekt auch ihre Ziele, Wünsche betreffen. Bei Herta Müller erwies sich die Frage nach Art und Aussehen ihres Schreibtisches als Glückstreffer, die Autorin antwortete mit einem faszinierenden Monolog über System und Inhalte ihrer Schubladen...

Bei den Jugendlichen verschaffte ich mir Zugang, indem ich sie jenes Stückchen Welt beschreiben ließ, wo sich ihre Identität zwangsläufig offenbaren muss:

Ich: Okay, Murat, sag mir, wie schaut's in Deinem Zimmer aus?

Murat: Normal.

- Ja, schon, aber beschreib's einfach mal. Was sieht man beim Reinkommen rechts?

- Bett.
- Und daneben?
- Tisch.
- Und darauf?
- Computer.
- Bücher?
- Vergiss es.
- Neben dem Tisch?
- Wand.
- Und an der Wand?
- Poster.
- Mit was drauf?
- 2pac.
- Wie bitte?
- Mann, den kennt doch jeder, das ist ein Rapper.
- Was hängt bei Deiner Schwester an der Wand?
- Angelina Jolie.
- Wie findest Du die?
- Zicke.
- Schließt Du Dein Zimmer ab?
- Klar.

- Wieso?
- Schwester. Geht immer an meinen Compi.
- Hat sie denn keinen eigenen?
- Nop.
- Wieso nicht?
- Weil sie eine Frau ist ...

Und schon befindet man sich inmitten einer ziemlich energiegeladenen Familiengeschichte.

Aus Alltag wird Kunst

Genau das erklärte ich den Schülern und skizzierte al fresco ein kleines Storyboard: Kampf zweier Geschwister, die sich voreinander verbarrikadieren und auch sonst alles unternehmen, um einander fertig zu machen - bis sie irgendwann doch ins Gespräch kommen... Dieses Stückchen Realität, das jeder kennt, kombinierten wir mit einer gehörigen Portion Phantasie, Fantasy, Wunschdenken, und eine Viertelstunde später wimmelte es im Klassenzimmer von herumstreitenden Rappern, Models, Fußballstars und Rechtsanwältinnen. Daneben gab es aber auch weniger TV-trendige Phantome wie: Milchbauern und Friseurinnen, Steindiebe, ausgewanderte Japanerinnen, unter Wasser lebende Findelkinder ...

Mit einem Wort: Die Jugendlichen vermengten ihre Realität mit »Kunstfiguren«. Sie kombinierten Erlebtes, Rezipiertes und Imaginiertes, genau wie wir Berufsdichter es tun. Und vor allem: unter dem Deckmantel der Literatur waren sie plötzlich bereit, von sich selber zu erzählen. Und sogar zu schreiben.

Dieses lebhaftes Feedback eröffnete Perspektiven. Nicht nur war es denkbar, übers Erzählen alle möglichen Themen anzugehen wie Familie und Gesellschaft, Migration und Integration etc. Oder Problemfelder, Tabuzonen wie Liebe und Sexualität bzw. sexuelle Übergriffe und Gewaltphantasien, Drogen... Sondern es schien auch möglich, dass diese Jugendlichen, die praktisch ausnahmslos als schlechte Schülerinnen und Schüler galten, mit dieser Art des kollektiven Geschichtschreibens ihre individuellen Sprachschwierigkeiten unterlaufen, umschiffen konnten. So war »Sprache« nun nicht mehr nur ein Feld der Frustrationen, ein Ort der permanenten Niederlagen, sondern Sprache wurde zu dem, was sie ist: der - neben dem Aussehen - ureigenste Ausdruck menschlicher Identität.



Yadé Kara diskutiert mit Schülerinnen.



Eine neue Geschichte beginnt...



Konzentriert: Francesco Micieli und Schüler.

Dabei zeigte es sich rasch, dass diese Multikulti-Jugendlichen dank der Absenz einer bildungsbürgerlichen Imprägnierung durch Elternhaus und (höhere) Schule mitunter zu einem viel freieren, viel radikaleren Erzählen fähig waren als etwa gleichaltrige Gymnasiasten. Sind die schulischen Versagensängste einmal ausgeschaltet, ist ihr Zugriff auf die Sprache sehr direkt, kreativ, lustvoll sprachschöpferisch.

Dazu ein Auszug aus dem Schulhausroman »Ghetto Island«. Er stammt von fünf Schülerinnen, die sich je eine eigene Kunstfigur erschaffen haben:

»Im Osten der Insel, ganz am Meer, liegt ein kleines Dorf. Das Dorf wurde von Immigranten vom Südpol und Immigrantinnen aus Graubünden gegründet. Darum wird dort auch Pulish und Rumantsch gesprochen. Das Dorf heißt: RULISH. In Rulish leben 695 Einwohner sowie Meli-Melä, Vatha, Cut-Girl, Darvida und Laila. Das ist eine Weiber-WG. In Rulish hat es ein Spital. Spital heißt auf Pulish »Wulish«. In Rulish hat es eine Schule. Schule heißt auf Pulish Schulish. Außerdem hat es ein Culish, das ist ein Casino. Es hat einen Loli Lulish, also einen Kiosk, wo es Heftli gibt. Es hat ein Fitnesscenter, das heißt Fulish. Und es hat ein Shopping-Centrulish, also ein Shopping-Center. Gleich beim Dorf gibt es einen Riesenstrand, an dem es nur schwarzen Sand gibt. An diesem Strand gibt es auch eine Feuerstelle, die nur der Weiber-WG gehört. Meli-Melä, Vatha, Cut-Girl, Darvida und Laila sind jeden Abend dort. Meli-Melä kommt immer mit ihrem Mercedes Mulish, denn in Rulish ist das Autofahren schon ab 14 Jahre erlaubt. Cut-Girl kommt immer in ihrem schwarzen Lamborghini. Der heißt Girlulish, was auf der Vordertüre in goldigen Buchstaben angeschrieben steht. Laila fährt einen getuneten Alfa-Romulish im Italo-Style. Er ist Azzurro mit grünen, weißen und roten Streifen. Die Sängerin Vatha hat ein BMW-Cabrio. Es ist goldig mit drei schwarzen Streifen. Auf beiden Vordertüren steht in großen Buchstaben »TE DUA« geschrieben. Das heißt auf Pulish: »Ich liebe dich!«. Das ist auch der Titel von Vathas großer Hit-CD. Vatha singt gerne auf Albanisch und zwar am liebsten Liebeslieder. Ihr liebstes Liebeslied heißt natürlich... »TE DUA!...«

So klingt unverstellte Literatur, geschrieben in allerneuester deutscher Rechtschreibung.

Nach diesen Anfängen hat sich der Schulhausroman rasch zu einem breit angelegten Projekt entwickelt. Wenn ich den dazu nötigen finanziellen Support relativ rasch bekam, so deshalb, weil sich der »Schulhausroman« in einer Marktlücke bewegt: Für die unterste Leistungsstufe der Volksschule gab und gibt es sonst kaum Schreibförderprojekte, und gleichzeitig gelten die betreffenden Jugendlichen als »akutes gesellschaftliches Problem«. Man kann das Tag für Tag in der Zeitung nachlesen.

Die Rolle des Öffentlichen

Ein wichtiger Projektpartner ist seit Beginn das Literaturhaus Zürich. Ebenda sind dieses Frühjahr im Rahmen des Chamisso-Jubiläums auch Zehra Çırak, Yadé Kara, Francesco Micieli und Sudabeh Mohafez an zwei Abenden zusammen mit Schulhausroman-Klassen aufgetreten. Zuvor hatten die vier Chamisso-Preisträger jeweils zwei Vormittage mit Zürcher Schülern Texte erarbeitet. Das Publikum, bestehend aus typischen Kulturkonsumenten und ein paar stolzen Eltern, war vom Resultat sehr angetan.

Das Literaturhaus stellt alle paar Monate Räume und Logistik für Massenlesungen zur Verfügung, an denen bis zu hundert Schülerinnen und Schüler auftreten. Solche Auftritte in einem ihnen absolut fremden, weil bildungsbürgerlichen Kontext bewirken, dass die Jugendlichen ihr eigenes Schaffen plötzlich selber wirklich ernst nehmen; das war auch an den Chamisso-Abenden gut zu beobachten. Und das Erfolgserlebnis wird noch verstärkt, indem jeder Schulhausroman in broschiierten Drucken dem Buchhandel zugänglich gemacht wird. Der Kulturtransfer funktioniert auch hier: Seit längerem werden die Schulhausromane beispielsweise auch von der Deutschen Nationalbibliothek bestellt.

Bis dato sind 45 Schulhausromane und zwei Hörbücher entstanden, dies unter Mitwirkung von über tausend Schülerinnen und Schülern. 2007 wurde in Deutschland, in Wuppertal, ein erstes Schulhausroman-Projekt durchgeführt, im Frühjahr 2010 wird das Literaturhaus Hamburg das Projekt in größerem Stil lancieren. Im Mai 2009 startete der Schulhausroman auch in Österreich. Als »Schreibcoaches« figurieren derzeit achtzehn Autorinnen und Autoren, darunter Judith Kuckart, Perikles Monioudis, Milena Moser, Hansjörg Schertenleib und Ruth Schweikert.

Nach welcher Methode und mit welchen erzählerischen Zielen gearbeitet wird, ist den Schreibcoaches überlassen. Denn am Ende ist es wie am Anfang: Der Autor, die Autorin steht ganz allein vor der Klasse. Und eine neue Geschichte beginnt. ::

Man sollte lesen, bevor man sich umarmt

Die Autorenarena im Stuttgarter Renitenztheater

Von Cord Beintmann

Sebastian Weingarten starrt hochkonzentriert auf das Display seines Mobiltelefons. Er tut das exakt fünfzehn Minuten lang und summt und brummt dabei. Martin Theuer macht dasselbe. Die beiden mimen den Sound von Personen- und Lastkraftwagen. Das Handy dient als Stoppuhr, denn Weingarten und Theuer haben genau zugemessene Grummel- und Röhzeiten.

Was das soll? Sebastian Weingarten, Intendant des Stuttgarter Renitenztheaters, und der Schauspieler Martin Theuer sind Akteure einer Art Hörcollage mit vier Schauspielern. Im Renitenztheater lesen Anne Hofmann und Christine Prayon, während die beiden Herren auspuffartig vor sich hin prusten. Grundlage der sprachmusikalischen Darbietung ist das Buch *durch und durch* von Zsuzanna Gahse. Aus ihm hat der Berliner Regisseur Christian Achmed Gad Elkarim ganz frei Sprachpassagen herausgeschnitten und Brrrr-Laute dazwischen gesetzt. Immerhin blickt ja die Ich-Erzählerin Gahses auf eine heftig befahrene Straße, auf der »die halbe Welt fährt«, zum Beispiel eine »Frau mit eisblauen Augen« im Mercedes.

Zu hören war das 2007 im Renitenz. Auf die Hörcollage folgte ein Gespräch Zsuzanna Gahses mit der Journalistin Lerke von Saalfeld. Sie entlockte Gahse, der ungarischen Autorin, die in deutscher Sprache schreibt, einen sperrigen Satz: »Psychologie in der Literatur lehne ich ab. Ich möchte nicht den Brustkorb aufmachen, um zu sehen, was innen ist, sondern Sachen so hinstellen, dass man sie sehen kann.«

Seit 2003 gibt es die Autorenarena im Renitenztheater, seit 2005 werden dort die Adelbert-von-Chamisso-Preisträger vorgestellt. Jeder Abend ist als Drei-

klang konzipiert. Auf die inszenierte Lesung folgt eine Befragung des Autors durch eine Moderatorin, über die Jahre waren das Gerdi Sobek-Beutter, Irene Ferchl, Hans-Volkmar Findeisen und Lerke von Saalfeld. Den Schluss bildet eine offene Gesprächsrunde zwischen Publikum, Moderatorin, Autorin, Regisseur und Schauspielern. Genau das ist das bestechende Konzept der »Autorenarena«, die im Renitenztheater bereits 28 Mal stattfand. Mit zwölf inszenierten Lesungen trat die Renitenztruppe im Ausland auf, etwa in Lodz, Samara und im rumänischen Sibiu. »Autorenarena« klingt bombastisch und zeichnet doch ein wenig das zarte Rund des Zuschauerraums im Renitenztheater nach, der traditionsreichen Stuttgarter Kabarettbühne neben dem Tagblattturm. Der Raum ist professionell abgedunkelt und eingeleuchtet, ist klein und intim, ganz anders als die meist unbehaglich hellen Säle gängiger Autorenlesungen.

Autoren sind oft keineswegs die besten Rezipienten ihrer eigenen Texte. Das Renitenz will etwas definitiv Anderes machen, als das abgeklapperte Schema einer Autorenlesung aufs Neue zu exekutieren. Die Texte der Chamisso-Preisträger – um deren Arbeiten geht es bei der Autorenarena ausnahmslos – sind für den versierten Theatermann Christoph Achmed Gad Elkarim Material, auf das er sich mit Verve stürzt. Ziel ist eine »inszenierte Lesung«.

Was ist das? »Ein Schritt weiter als eine Lesung«, sagt Sebastian Weingarten. Man möchte sehen, ob aus dem Prosatext ein Theaterstück entstehen könnte. Fünf Schauspielerinnen und Schauspieler lesen Texte vom Blatt und bewegen sich bisweilen. »Vom Papier lesen und spielen, das ist eine Frage der Routine«, so



Sebastian Weingarten und Schauspieler des Renitenztheaters in Stuttgart.

Gad Elkarim. »Natürlich muss man erst lesen, bevor man sich umarmt«, erklärt Weingarten, der selbst zu den Akteuren der Autorenarena gehört, dem Hausensemble des Renitenztheaters, Michael Foerster, Daniela Pöllmann, Christine Prayon und Martin Theuer.

Als dröge Vorleserei darf man sich eine inszenierte Lesung nicht vorstellen

»Manche Inszenierungen sind ganz statisch: Dann gibt es einen Chor, aber wenig Action, weil der Text zu sperrig ist«, erzählt Weingarten. Einmal war die Bühne vollständig leer, und die Schauspieler saßen unter angeleuchteten Zuschauern. Und im Renitenz ist Regievielfalt geboten, es haben schon diverse Regisseure Lesungen inszeniert: Beate Ehrmann, Christian Achmed Gad Elkarim, Astrid Jacob, Jens Nielsen und Barbara Stoll.

Als dröge Vorleserei mit verteilten Rollen darf man sich eine inszenierte Lesung nicht vorstellen. Es hat

schon Theatercharakter, was da abläuft. Im Herbst 2008 präsentierte die Truppe eine Lesung zum Roman *Der Körper meines Bruders* von Léda Forgó, der Chamisso-Förderpreisträgerin 2008: Ungarn in den fünfziger Jahren. In einer Familie kochen die Gefühle hoch, und auf der Bühne des Renitenz wird geschrien und geküsst, Stühle fallen um. Die Szenen vibrieren von dem Konfliktstoff, mit dem sie aufgeladen sind. Im Gespräch mit der Moderatorin Lerke von Saalfeld wunderte sich die Autorin Léda Forgó darüber, dass hier die sexuelle Ebene ausgespielt werde, die sie im Buch habe verstecken wollen. »Aber vielleicht ist es mir auch nicht gelungen, das zu verstecken«, meint Forgó und sagt einen schönen Satz: »Je fremdartiger es auf der Bühne wirkt, desto mehr gefällt es mir.«

Der Textkorpus einer inszenierten Lesung, stets 15 bis 17 Seiten, besteht aus wörtlicher Rede, direkt der Romanvorlage entnommen, aber auch aus erzählenden oder essayistischen Passagen. Ein Beispiel: Radek Knapp, Förderpreisträger 2001, hat *Gebrauchsanweisung für Polen* geschrieben. Knapp ist gebürtiger Pole



Autorenarena im Renitenztheater:
Schauspieler bei der inszenierten
Lesung.

Saša Stanišić im Gespräch mit Lerke
von Saalfeld.

und siedelte als Zwölfjähriger nach Wien um. Gad Elkarim ließ bei seiner inszenierten Lesung die Akteure über Polen in deutschen Dialekten sprechen. Warum? »Die, die erzählen, sind Deutsche«, sagt Gad Elkarim, Sohn einer Österreicherin und eines Ägypters. »Ich wollte das Nachdenken über Polen in Deutschland zeigen. Und ich wollte freilegen, dass Knapp auch als Österreicher über Polen schreibt.« Bei Knapp heißt es: »Im Westen hält man einen Ausländer in der Regel für ein dunkelhäutiges Individuum, das über einen großen Appetit auf deutsche Steuergelder und die diabolische Fähigkeit verfügt, unseren blonden Walküren den Kopf zu verdrehen.« Gad Elkarim ließ diesen Satz von der dunkelhäutigen Schauspielerin Dalila Abdallah sprechen. Das war bei einem Gastspiel der Autorenarena im polnischen Lodz.

Wie wird eine inszenierte Lesung erarbeitet? Christian Achmed Gad Elkarim will die Geschichte des jeweiligen Autors »nicht zu Ende erzählen«. Stattdessen möchte er »etwas erzählen von dem Atem und der Denkweise des Autors«. Gad Elkarim arbeitet den Roman des Chamisso-Autors erst einmal intensiv durch. Irgendwann greift er zur Schere. »Die Schere weiß mehr als ich! Beim Schneiden biege ich mit der Schere links und rechts ab.« Gad Elkarims Textbücher für die Schauspieler bestehen aus Seiten mit aufgeklebten Textschnipseln. Vier Tage hintereinander wird geprobt. Am Abend des vierten Tages ist die Aufführung im Renitenztheater.

Und wie reagieren die Autoren?

2006 wurden Szenen aus Feridun Zaimoglus Roman *Leyla* im Renitenztheater auf die Bühne gebracht »Jetzt sehe ich hier die Geschichte und denke: Mein Gott, es hat sich gelohnt«, so der Autor. Ein Jahr später meint Eleonora Hummel, Autorin des Romans *Die Fische von Berlin*: »Ich überlege, ob ich nicht Theaterstücke schreiben soll.« Und im selben Jahr empfindet die Förderpreisträgerin Marica Bodrožić die szenischen Ideen zu ihrem Roman *Der Spieler der inneren Stunde* als »zärtliche Geste«.

Seit 2004 fördert die Robert Bosch Stiftung die Autorenarena im Renitenztheater und mittlerweile ist sie auch ins Programm der Stuttgarter Kulturgemeinschaft aufgenommen. Im tschechischen Brünn und in Dortmund wird das Renitenztheater im Herbst 2009 seine Bühnenideen zu einem Roman von Ota Filip zeigen, im Winter bearbeitet die Autorenarena in Stuttgart Werke von Artur Becker, María Cecilia Barbeta und Tzveta Sofronieva. 2010 folgten Auftritte im Ruhrgebiet im Rahmen des offiziellen Programms der europäischen Kulturhauptstadt »Ruhr. 2010«. Die Autorenarena läuft also weiter.

Wundervoll reagierte übrigens 2007 der Romaner Zafer Şenocak auf das Renitenz-Ensemble, das seinen Roman *Gefährliche Verwandtschaft* bühnenmäßig verwertete. Şenocak empfand das als »Verkörperlichung«.

::

25 Jahre 56 Autoren

1985

Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)

1986

Ota Filip

1987

Franco Biondi
Gino Chiellino

1988

Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)

1989

Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)

1990

Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)

1991

Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)

1992

Adel Karasholi
Galsan Tschinag

1993

Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)

1994

Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)

1995

György Dalos
László Csiba (Förderpreis)

1996

Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)

1997

Güney Dal
José F.A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe)

1998

Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

1999

Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)

2000

Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

2001

Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

2002

SAID
Catalin Dorian Florescu
(Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)

2003

Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)

2004

Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)

2005

Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)

2006

Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)

2007

Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)

2008

Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)

2009

Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta
(Förderpreis)

Mehr über sämtliche Chamisso-
Preisträger können Sie unter
[www.bosch-stiftung.de/chamisso-
preis-erfahren](http://www.bosch-stiftung.de/chamisso-
preis-erfahren).





Di., 01.09., 18 Uhr

Ausstellungseröffnung: »25 Jahre Adelbert von Chamisso-Preis – Alle Preisträger aus 25 Jahren«
Einführung: Klaus Hübner
María Cecilia Barbetta liest aus *Änderungsschneiderei Los Milagros*
Moderation: Lerke von Saalfeld
Berswordthalle/Stadthaus, Dortmund

www.lesart-festival.de

Di., 01.09., 20 Uhr

Artur Becker liest aus *Wodka und Messer*. Anschließend Konzert mit Les Rabiates & Artur Becker: *Ein Kiosk mit elf Millionen Nächten*.
Domicil, Dortmund

www.lesart-festival.de

Di., 01.09., 20 Uhr

Lesung mit **Saša Stanišić** und **Michael Stavarič**
Literaturhaus Rostock im Kuhtor
www.literaturhaus-rostock.de/

Mi., 02.09., 19.30 Uhr

Asfa-Wossen Asperate liest aus *Ein Prinz aus dem Hause David*
Moderation: Lerke von Saalfeld
Theater Fletch Bizzel, Dortmund
www.lesart-festival.de/



Do., 03.09., 19.30 Uhr

Lesung und Gespräch:
Franco Biondi
Moderation: Lerke von Saalfeld
In Kooperation mit dem Fritz-Hüser-Institut Dortmund
Theater Fletch Bizzel, Dortmund
www.lesart-festival.de/

Do., 03.09., 20 Uhr

Der singende Fels. Lesung und Gespräch mit **Galsan Tschinag**
Museum Füssen
www.festival-vielsaitig.fuessen.de

Fr., 04.09., 19.30 Uhr

Lesung: **Tzveta Sofronieva** und **José F. A. Oliver**
Moderation: Lerke von Saalfeld
Theater Fletch Bizzel, Dortmund
www.lesart-festival.de/

Di., 08.09., 20 Uhr

Lesung mit **Tzveta Sofronieva**, **Ilma Rakusa** und Volha Hapejeva
Erich-Kästner-Museum, Dresden
www.erich-kaestner-museum.de

Mi., 09.09., 20 Uhr

Terézia Mora liest aus *Der einzige Mann auf dem Kontinent*
Literaturhaus Köln
www.literaturhaus-koeln.de

Mi., 09.09., 19.30 Uhr
Lesung mit **Ilija Trojanow**
Kaisersaal in der Comburg Schwäbisch Hall

www.schwaebischhall.de



Sa., 12.09., 19.30 Uhr

Catalin Dorian Florescu liest im Rahmen der langen Lesenacht
Kienbergsaal im Kurhaus, Freudenstadt
www.literaturtage2009.de

Di., 15.09., 19.30 Uhr

»Der Vorhang geht auf«. Lesung und Gespräch mit **György Dalos** und Ingo Schulze
Stadtbücherei Fellbach
www.sbf.fellbach.de

Mi., 16.09., 20 Uhr

Angriff auf die Freiheit. Buchvorstellung mit **Ilija Trojanow** und Juli Zeh
Literaturhaus Stuttgart
www.literaturhaus-stuttgart.de/

Fr., 18.09., 20.30 Uhr

»Die Welt ist groß und Rettung lauert überall«
UA des Films von **Ilija Trojanow** in Anwesenheit des Autors
Kino im Schafstall, Schwäbisch Hall
www.schwaebischhall.de

Chamisso-Preisträger unterwegs ...

Di., 22. 09., 20.15 Uhr
Der singende Fels. Lesung und
 Gespräch mit **Galsan Tschinag**
Buchhandlung Jaenicke, Detmold
www.buchhandlung-jaenicke.de



Di., 22. 09., 20 Uhr
Feridun Zaimoglu liest aus
Hinterland
Literaturhaus München
www.literaturhaus-muenchen.de

Mi., 23. 09., 20 Uhr
Terézia Mora liest aus *Der einzige
 Mann auf dem Kontinent*
Literaturhaus Frankfurt a. M.
www.literaturhaus-frankfurt.de

Do., 24. 09., 19.30 Uhr
Der singende Fels. Lesung und
 Gespräch mit **Galsan Tschinag**
**Kultur und Stadthistorisches
 Museum, Duisburg**
www.stadtmuseum-duisburg.de

Do., 24. 09., 20 Uhr
 Lesung mit **Feridun Zaimoglu**
 und **Adel Karasholi**
**Literaturhaus Leipzig im Haus
 des Buches**
www.haus-des-buches-leipzig.de

Do., 24. 09., 19.30 Uhr
Zsuzsanna Gahse spricht im
 Rahmen der Reihe »Lyrik im
 Schloss« über ungarische Lyrik
 des 20. und 21. Jahrhunderts.
**Holzhausenschlösschen,
 Frankfurt a. M.**
www.holzhausenschloesschen.de

Di., 29. 09., 20 Uhr
 Lesung mit **Marica Bodrožić** und
Tzveta Sofronieva
Literaturhaus Berlin
www.literaturhaus-berlin.de

Mi., 30. 09., 19.30 Uhr
Feridun Zaimoglu liest aus
Hinterland
**Deutschordensmuseum,
 Bad Mergentheim**
www.deutschordensmuseum.de

Mi., 30. 09., 19.30 Uhr
 »Das erste Buch«. Renatus
 Deckert im Gespräch mit
Emine Sevgi Özdamar
Stadtbücherei, Heidelberg
www.heidelberg.de/stadtbuecherei



Do., 01. 10., 20 Uhr
Artur Becker liest aus *Wodka und
 Messer* und *Ein Kiosk mit elf Millio-
 nen Nächten*
Literaturhaus Berlin
www.literaturhaus-berlin.de

Do., 01. 10., 20 Uhr
 Lesung mit **Zsuzsanna Gahse**
 und **Luo Lingyuan**
Erich-Kästner-Museum, Dresden
www.erich-kaestner-museum.de

Do., 01. 10., 20 Uhr
Feridun Zaimoglu liest aus
Hinterland
Literaturhaus Stuttgart
www.literaturhaus-stuttgart.de

Do., 08. 10., 20 Uhr
 Lesung mit **Tzveta Sofronieva**,
 Ralf Thenior und Linus Reichlin.
 Mit dem Eckhard Koltermann
 Quartett
**Neue Schmiede, Breitenbach-
 gelände, Unna**
www.wlb.de

Fr., 09. 10., 20 Uhr
 Lesung mit **Terézia Mora** und
Léda Forgó
Literaturhaus Rostock im Kuhtor
www.literaturhaus-rostock.de

So., 11. 10., 11 Uhr
Zsuzsanna Gahse liest aus
Oh, Roman und anderen Werken.
Haus Schüz, Calw
www.calw.de

Di., 13. 10., 19.30 Uhr
Luo Lingyuan liest aus *Die Sterne
 von Shenzhen*
Stadtbücherei, Heidelberg
www.heidelberg.de/stadtbuecherei

Do., 15. 10., 20 Uhr
 Eröffnung der 26. Baden-
 Württembergischen Literaturtage
 mit **Catalin Dorian Florescu**,
 Annette Pehnt und Arno Geiger
Neuwerk, Konstanz
www.literaturtage-konstanz.de

Do., 15.10., 15 – 15.45 Uhr
Lesung und Gespräch mit
Que Du Luu und **Luo Lingyuan**
Moderation: Lerke von Saalfeld
ARTE-Stand (Westfoyer, Halle 3.1)
auf der **Buchmesse, Frankfurt a. M.**
www.buchmesse.de

Sa., 17.10., 15 – 15.45 Uhr
Lesung und Gespräch:
Artur Becker
Moderation: Irene Ferchl
ARTE-Stand (Westfoyer, Halle 3.1)
auf der **Buchmesse, Frankfurt a. M.**
www.buchmesse.de

Sa., 17.10., 16.30 – 17.30 Uhr
Odessa Transfer. Nachrichten vom Schwarzen Meer
Buchpräsentation mit Mircea Cărtărescu, Serhij Zhadan und **Emine Sevgi Özdamar**
Moderation: Katharina Raabe
Internationales Zentrum (Halle 5.0, D 901) auf der **Buchmesse, Frankfurt a. M.**
www.buchmesse.de

So., 18.10., 15–16 Uhr
»Mit Chamisso um die Welt«
Öffentliches Fachgespräch:
György Dalos, **Eleonora Hummel**, **Yoko Tawada**, Moderation: Klaus Hübner und Clemens-Peter Haase
Internationales Zentrum (Halle 5.0, D 901) auf der **Buchmesse, Frankfurt a. M.**
www.buchmesse.de

So., 18.10., 15 – 15.45 Uhr
Lesung und Gespräch:
José F. A. Oliver und **Zehra Cırak**
Moderation: Irene Ferchl
ARTE-Stand (Westfoyer, Halle 3.1)
auf der **Buchmesse, Frankfurt a. M.**
www.buchmesse.de



© Doris Poklekowski

Di., 20.10., 20 Uhr
»Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa.«
Vortrag von **György Dalos**
Foyer Großes Haus,
Theater Heilbronn
www.theater-heilbronn.de

Mi., 21.10., 19.30 Uhr
Globale – Festival für grenzüberschreitende Literatur
Eröffnung mit **María Cecilia Barbeta** und **SAID**
Moderation: **José F. A. Oliver**
Café Weserhaus, **Radio Bremen**
www.jacobs-university.de

Do., 22.10., 14 Uhr
Autorenwerkstatt mit **María Cecilia Barbeta**, **Artur Becker**, **José F. A. Oliver** u.a.
Moderation: Immacolata Amodeo
Jacobs University Bremen
www.jacobs-university.de

Mo.–Mi., 26.–28.10.
»Literarische Werkschau«
(Lesungen und Poetik-Vorlesung)
von und mit **György Dalos**
Literaturhaus Köln
www.literaturhaus-koeln.de

So., 01.11., 19.30 Uhr
Feridun Zaimoglu liest aus *Hinterland*
Planetarium und Sternwarte, Kreuzlingen (CH)
www.literaturtage-konstanz.de

Mo., 02.11., 20 Uhr
Lichterfeste, Schattenspiele. Chamisso-Preisträger erzählen
Buchvorstellung mit Péter Esterházy, **María Cecilia Barbeta**, **Que Du Luu** und **Tzveta Sofronieva**
Ausstellungseröffnung: »25 Jahre Adelbert von Chamisso-Preis – Alle Preisträger aus 25 Jahren«
Literaturhaus Stuttgart
www.literaturhaus-stuttgart.de



© Markus Kirchgessner

Mi., 04.11., 17 Uhr
Ilma Rakusa liest aus *Mehr Meer: Erinnerungspassagen*
Universität Konstanz
www.literaturtage-konstanz.de

Do., 05.11., 20 Uhr
Terézia Mora liest aus *Der einzige Mann auf dem Kontinent*
Literaturhaus Stuttgart
www.literaturhaus-stuttgart.de

Chamisso-Preisträger unterwegs ...



Di., 10. 11., 19.30 Uhr

SAID liest aus *Psalmen*

Moderation: Lerke von Saalfeld
Reinoldikirche, Dortmund

www.lesart-festival.de

Mi., 11. 11., 16 Uhr

»Der Adelbert von Chamisso Preis – seine Intention, seine Geschichte und seine Bedeutung«

Vortrag: Lerke von Saalfeld

Fachbereich Kulturwissenschaften/
Germanistik

**Technische Universität
Dortmund**, Raum 3.427

www.lesart-festival.de



Do., 12. 11., 20 Uhr

Yadé Kara liest aus *Café Cyprus*
Literaturhaus Rostock im Kuhtor

www.literaturhaus-rostock.de



Sa., 14. 11., 18 Uhr

Lesung mit **Tzveta Sofronieva**

**Kulturinstitut Atelierhaus Vahle
Darmstadt**

www.atelierhaus-vahle.de

So., 15. 11., 19 Uhr

Autorenarena mit **Ota Filip**

Inszenierte Lesung mit Schauspielern des Renitenztheaters
Stuttgart

Anschließend Ota Filip im

Gespräch mit Lerke von Saalfeld

Theater Fletch Bizzel, Dortmund

www.lesart-festival.de

Mi., 25. 11., 20 Uhr

»Migration als Heimat. Von den literarischen Früchten vermeintlicher Verluste«

Vortrag und Diskussion:

Ilija Trojanow

**Deutsches Literaturarchiv
Marbach am Neckar**

www.dla-marbach.de

Mi., 25. 11., 21 Uhr

Konzert und Lesung:

Les Rabiates & **Artur Becker**

Jazzclub Bix, Stuttgart

Leonhardsplatz 28

www.bix-stuttgart.de

Do., 26. 11., 20 Uhr

Terézia Mora liest aus *Der einzige Mann auf dem Kontinent*

**Literaturhaus Leipzig im Haus
des Buches**

www.haus-des-buches-leipzig.de

Do., 26. 11., 20 Uhr

Feridun Zaimoglu liest aus

Hinterland

Literaturhaus Rostock im Kuhtor

www.literaturhaus-rostock.de

Fr., 27. 11., 9–11 Uhr

»Chamisso – wohin?«

Podiumsdiskussion: **Franco**

Biondi, Walter Schmitz, Monika

Straňáková, Dorothee Kimmich,

Florian Höllner

Moderation: Olaf Hahn

Deutsches Literaturarchiv

Marbach am Neckar

www.dla-marbach.de

Mo., 14. 12., 20 Uhr

Autorenarena mit **Artur Becker**

Inszenierte Lesung mit dem

Renitenz-Ensemble und anschließend

Autorenengespräch

Renitenztheater, Stuttgart

www.renitenztheater.de

Mo./Di., 18./19. 01. 2010,

20 Uhr

Autorenarena mit

María Cecilia Barbetta

Renitenztheater, Stuttgart

www.renitenztheater.de

Mo., 08. 02. 2010, 20 Uhr

Autorenarena mit

Tzveta Sofronieva

Renitenztheater, Stuttgart

www.renitenztheater.de

noutăți nowości neugigkeiten novosti yenilikler novice

Imre Kertész, ungarischer Nobelpreisträger von 2002, erhält während der Frankfurter Buchmesse für sein Gesamtwerk den Jean Améry-Preis für Essayistik. In der Begründung der Jury heißt es: »Kertész Essayistik arbeitet an einem aufgeklärten Denken, das seine Lehren aus der Barbarei des Faschismus und des Kommunismus gezogen hat, und für ein Europa, das entweder ein aufgeklärtes freies Europa sein wird oder einmal nicht mehr sein wird.«

Den Thaddäus-Troll-Preis des Jahres 2009 hat die Jury des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg dem in Hausach lebenden Dichter **José F. A. Oliver** für seine Essays, Prosa und Lyrik (zuletzt *Mein andalusisches Schwarzwalddorf*, 2008) zuerkannt. Die Preisverleihung findet am 24. November in der Stadtbücherei Stuttgart im Wilhelmspalais statt.

Der Würth-Preis für Europäische Literatur geht in diesem Jahr an den Autor **Ilija Trojanow**. Damit werden seine Leistungen als poetischer Chronist der großen Exil- und Migrationsphänomene der Moderne gewürdigt: Anstelle des Üblichen trete bei ihm das Modell einer neuen Dialogizität der Kulturen, europäischer aber auch außer-europäischer Natur, die vielleicht kreativste Antwort auf die Herausforderungen und Gefahren einer kulturellen Nivellierung.

Der Gedichtband *Eine Hand voll Wasser* von **Tzveta Sofronieva** bekam bei der 2009 PEN Awards Ceremony in New York eine Auszeichnung des PEN American Centers: Chantal Wright, McCain Fellow an der Mount Allison Universität in Kanada, ist eine der PreisträgerInnen des 2009 PEN Translation Fund, um die deutschen Gedichte Sofronievas ins Englische zu übertragen.

Zsuzsanna Gahse wird vom 3. September bis Ende November als Stipendiatin der Calwer Hermann-Hesse-Stiftung im Nordschwarzwald wohnen und arbeiten. Zum ersten Mal steht nach der Renovierung die Wohnung der Familie Hesse im Geburtshaus des berühmten Sohnes am Marktplatz zur Verfügung.

Ilija Trojanow verbringt den Monat September als zweiter Combur-Stipendiat in dem ehemaligen Benediktinerkloster in Schwäbisch Hall.

Die Chamisso-Preisträgerinnen **Yoko Tawada**, **Emine Sevgi Özdamar** und **Vladimir Vertlib** sind zusammen mit dem Schriftsteller Vladimir Kaminer am 7. und 8. November zu einem Symposium an der Nagoya City University, Japan, eingeladen. Unter dem Titel »Identität, Migration, Transnationalität« gibt es Lesungen, Vorträge und Diskussionen zu den verschiedensten Aspekten der Migration und multilingualer Literatur.

Von 20. bis 25. Oktober findet in Bremen und Bremerhaven zum dritten Mal die **Globale° – Festival für grenzüberschreitende Literatur** statt. In der hanseatischen Tradition von Weltoffenheit und Toleranz lädt die Jacobs University Bremen Schriftsteller ein, deren Texte nicht nur thematisch, sondern auch sprachlich und stilistisch Grenzen überschreiten. Darunter sind María Cecilia Barbeta, Artur Becker, Yadé Kara, Lingyuan Luo und SAID, die ihre neuesten Werke in Lesungen und moderierten Gesprächen vorstellen. Die Globale° will auch in der Literaturvermittlung Zeichen setzen. Das Programm umfasst deshalb einen Drehbuch-, einen Filmworkshop sowie Creative Writing-Projekte für Jugendliche und Studenten.
www.jacobs-university.de

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis wird im kommenden Jahr zu Gast in der **Kulturhauptstadt Ruhr.2010** sein. Im Zentrum des Programms stehen neben Autorenlesungen fünf Schreibwerkstätten, die von Preisträgern gemeinsam mit einem Fachlehrer durchgeführt werden. Auf öffentlichen Lesefesten werden die in einem »Ruhrgebietsroman« zusammengefassten Ergebnisse der Werkstätten vorgestellt. Zusätzlich wird es Schullösungen geben, um Schülerinnen und Schüler zur Auseinandersetzung mit der Literatur, zum Schreiben und Lesen zu ermutigen.
www.ruhr2010.de/

Die Mitarbeiter dieser Chamisso-Ausgabe

Cord Beintmann, 1951 in Essen geboren, studierte Germanistik und Politikwissenschaft. Er ist Studiendirektor an einem beruflichen Gymnasium und freier Kulturjournalist in Stuttgart. 1998 veröffentlichte er eine Biografie über Theodor Fontane.

Michael Bienert, Jahrgang 1964, lebt seit 1977 in Berlin. Seit dem Germanistik- und Philosophiestudium arbeitet er als Autor und Journalist, unter anderem für die *Stuttgarter Zeitung*, konzipiert Ausstellungen und Stadtpaziergänge.

Seine Bücher thematisieren die Berliner Literatur- und Kulturgeschichte, zuletzt erschien *Stille Winkel an der Berliner Mauer*.

Irene Ferchl studierte Germanistik und Geschichte und arbeitet seither in Stuttgart als Kulturjournalistin und Autorin literarischer Reiseführer. 1993 gründete sie das Literaturblatt Baden-Württemberg, dessen Herausgeberin und Chefredakteurin sie ist. Seit 1998 betreut sie für die Robert Bosch Stiftung die Publikationen zu den Chamisso-Preisträgern.

Klaus Hübner arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

Markus Kirchgessner, geboren 1963 bei Heidelberg, studierte Germanistik, Philosophie und Psychologie in Freiburg, anschließend Kommunikationsdesign mit Schwerpunkt Fotografie in Darmstadt, 1992 schloss er mit dem Diplom ab und arbeitet seitdem als freier Fotograf im In- und Ausland. Einer seiner Schwerpunkte sind Reportagen aus der Islamischen Welt.

Yves Noir wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Medien-design mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

Silvia Overath, geboren 1986 in Tübingen, studiert kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim und London. Sie ist Redaktionsmitglied bei dem Kinderbuch-online-Magazin *librikon.de*. Im Herbst erscheint *Genies und ihre Geheimnisse. Band 2. 100 biographische Rätsel* (mit Angelika Overath und Manfred Koch).

Richard Reich, 1961 im Kanton Bern geboren, war nach Studien in Schauspiel, Geschichte und Nordistik von 1984 bis 1999 Redaktor bei NZZ, Facts und Das Magazin. 1999 gründete er das Zürcher Literaturhaus und leitete es bis 2002. Seither arbeitet er als freier Journalist und Kolumnist, 2005 initiierte er das Projekt Schulhausroman.

Lerke von Saalfeld ist promovierte Literaturwissenschaftlerin, sie lebt und arbeitet als Journalistin und Literaturkritikerin in Stuttgart und Berlin. Für Rundfunk und Fernsehen führt sie regelmäßig Interviews mit Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik. Seit langem liegt ein Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Beschäftigung mit Schriftstellern nichtdeutscher Muttersprache.

Heinrich Steinfest, 1961 in Australien geboren und in Wien aufgewachsen, lebt er inzwischen meistens in Stuttgart. Er gilt seit einigen Jahren als Kulturautor, seine Kriminalromane erscheinen bei Piper, zuletzt veröffentlichte er dort eine *Gebrauchsanweisung für Österreich* und *Mariaschwarz*. Neu im Herbst ist sein Roman *Gewitter über Pluto*.

Impressum

Herausgegeben von der
Robert Bosch Stiftung GmbH

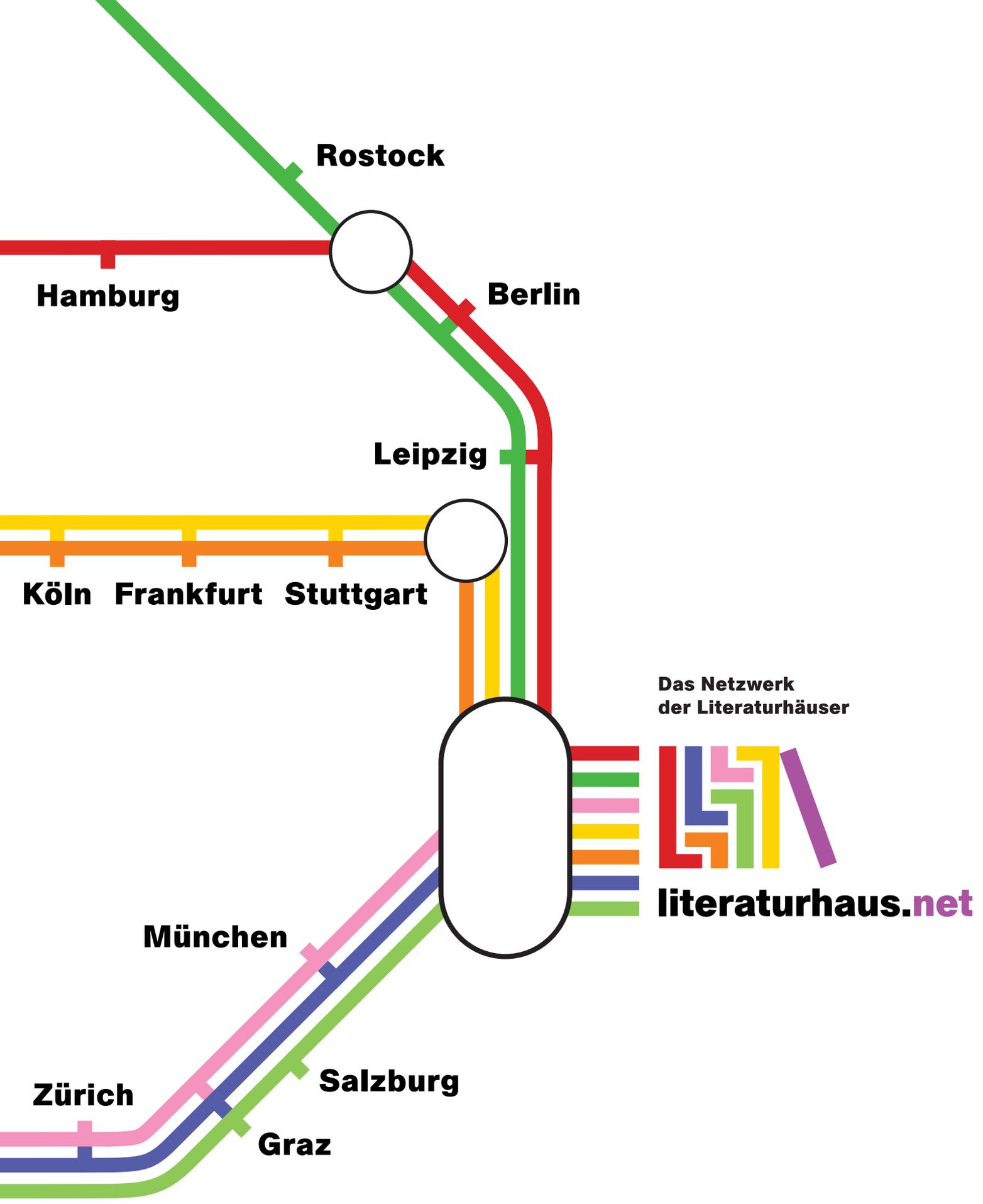
Redaktion
Irene Ferchl, Frank W. Albers

Gestaltung
röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg

Fotos
Markus Kirchgessner (25, 27)
Yves Noir (1, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 13, 14, 16,
19, 21, 22, 33, 34, 35, 36)
Renitenztheater Stuttgart (39, 40)

© 2009 bei den Autoren, Fotografen
und dem Herausgeber

Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de



arte

Der Medienpartner des literaturhaus.net